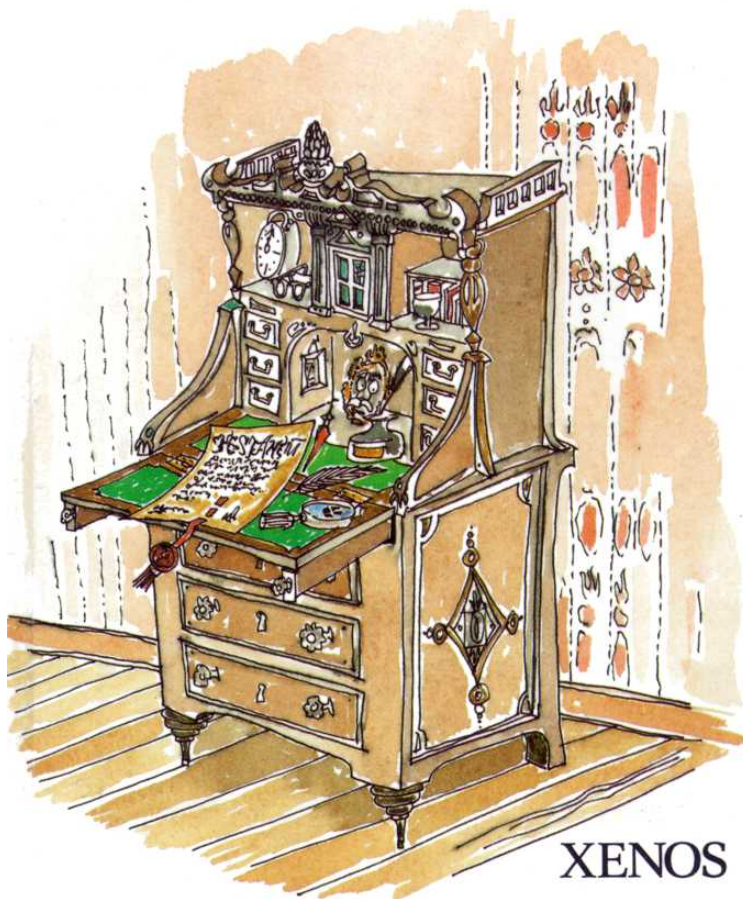


SIR ARTHUR CONAN DOYLE

Das Vermächtnis des Sherlock Holmes



XENOS

Das Vermächtnis von Sherlock Holmes

Arthur Conan Doyle

Xenos

Übersetzung und Bearbeitung: Jörn Ingwersen,
Hamburg

Scanned by
MontyP535



Corrected by
Pegasus37

**Dieses eBook ist nicht für den Ver-
kauf bestimmt.**

Buch	5
Einleitung	7
Zur Person: Sherlock Holmes	26
Das Geheimnis um Onkel Jeremy's Haushalt ..	39
Die Sache mit dem mittelmässigen Spürhund	101
An einen urteilslosen Kritiker	104
Der Krondiamant.....	105
Wie Watson den Trick lernte	123
Das Geheimnis von Sasassa Valley	126
Der seltsame Fall des Oscar Slater.....	145
Meine liebsten Sherlock-Holmes-Geschichten	179

Buch

Diese Sammlung enthält seltene, bisher schwer erhältliche Texte aus der Feder Conan Doyles, die seinen unsterblichen Meisterdetektiv zum Thema haben. Außerdem finden sich Essays und Erinnerungen, Parodien und – man glaubt es kaum – Gedichte: eine wahre »Rumpelkammer« für in Vergessenheit geratene Kuriosa also. Sie vermitteln nicht nur dem Kenner der Materie einen Einblick in Sir Arthurs Arbeitsweise sondern sie zeigen außerdem die Schwierigkeiten, die sich für den Vater des scharfsinnigen Sherlock Holmes mit seinem enormen Erfolg einstellten.

Diese Texte sind somit ein unbedingtes Muß für jeden Freund des Meisterdetektivs und seines stets verblüfften Gefährten.

»Es hat einige Diskussionen darum gegeben, ob Holmes' Abenteuer oder Watsons erzählerisches Vermögen im Laufe der Jahre nachgelassen haben. Wenn immer die gleiche Saite gestrichen wird, wie geschickt man auch die Melodie verändern mag, besteht stets die Gefahr der Eintönigkeit. Die Sinne des Lesers sind weniger frisch und aufgeschlossen, was ihn ungerechtfertigterweise mit einem Vorurteil gegen den Schriftsteller erfüllen kann. Um Großes mit Kleinem zu vergleichen: Scott bemerkte in seinen autobiographischen Notizen, daß jeder von Voltaires späteren Aufsätzen als ein Rückschritt gegenüber dem vorherigen betrachtet wurde. Als jedoch die gesammelten Werke zusammengestellt waren, bemerkte man, daß sie zu den brilliantesten seiner Arbeiten zählten. Auch Scott wurde für einige seiner wichtigsten Werke von der Kritik gescholten. Daher lassen Sie mich – derart illustre Beispiele vor Augen – meine Hoffnung aufrechterhalten, daß derjenige, der später einmal meine Reihe rückwärts liest, nicht feststellen muß, daß er einen gänzlich anderen Eindruck davon bekommt als derjenige, der sie vorwärts gelesen hat.«

Aus »Mr. Sherlock Holmes an seine Leser«, STRAND MAGAZINE, März 1927, und von Sir Arthur Conan Doyle gestrichen, als er den Essay für das Vorwort zu THE CASEBOOK OF SHERLOCK HOLMES benutzte.

Einleitung

Es kann wohl kaum einen ernsthaften Zweifel daran geben, daß es sich bei Sherlock Holmes um den uneingeschränkt größten aller »Great Detectives«, den König unter den Kriminalisten, den Meister höchstpersönlich handelt. Der hagere Mann mit der Hakennase und den festen Gewohnheiten ist – wen wird es wundern – ein literarisches Kind seiner Zeit und entsprang direkt dem uneingeschränkten Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts und dessen Vertrauen in die Macht der Logik. Wurden Holmes' pseudowissenschaftliche Erkenntnismethoden auch in Wahrheit schon im 18. Jahrhundert wieder verworfen, so spiegeln sie dennoch den Glauben der Menschen an ein System wider, das ihnen helfen sollte, diese ihre Welt zu verstehen, die mit Siebenmeilenstiefeln in ein unüberschaubares, neues Zeitalter stapfte. Sherlock Holmes war der erste Detektiv, der ein Mikroskop benutzte, er arbeitet mit Maßband und Vergrößerungsglas und besitzt ein enormes Wissen auf außergewöhnlichen und für gewöhnlich kaum verwertbaren Gebieten. Er ist der verschrobene Professor, der die Menschen meidet und es vorzieht, drogenbetäubt auf seinem Sofa zu liegen, und er ist gleichzeitig Teil einer der ältesten Traditionen erzählender Literatur: Sherlock Holmes ist auch der Drachentöter, der weiße Ritter im Kampf gegen das Unrecht.

Zwischen 1887 und 1917 erdachte Sir Arthur Conan Doyle insgesamt sechzig Abenteuer um seinen Meisterdetektiv und dessen stets erstaunten Freund Dr.

Watson, wobei es sich um sechsundfünfzig Kurzgeschichten und vier Romane handelte. Nach langen Recherchen und mit freundlicher Unterstützung von befreundeten Sherlockianern in Großbritannien und den Vereinigten Staaten bewahrheiteten sich die vorab gemachten Erklärungen verschiedener Experten, daß es aus der Feder Conan Doyles tatsächlich zwölf weitere Texte über Sherlock Holmes gäbe. Diese stellen für jeden Sherlockianer zweifellos eine unentbehrliche Ergänzung seines Bücherkabinetts dar, zumal sie noch niemals in gesammelter Form veröffentlicht wurden.

Sie lassen sich folgendermaßen kategorisieren:

- a. Zwei Kommentare von Conan Doyle zu seinem Detektiv.
- b. Zwei Parodien von Conan Doyle, in denen Holmes auftritt.
- c. Zwei unbekannte Fälle für Sherlock Holmes.
- d. Zwei Kurzgeschichten von Conan Doyle, in denen Holmes als Autor klärender Briefe erscheint.
- e. Zwei Theaterstücke.
- f. Eine frühe Geschichte von Conan Doyle und schließlich ein Gedicht, in dem er sich gegen den Vorwurf der Undankbarkeit seinen literarischen Vorbildern gegenüber verwehrt.

Einige dieser Texte finden sich in der Sammlung »Die Wahrheit über Sherlock Holmes«, und der geneigte Leser wird erfreut feststellen, daß in dem hier vorliegenden Band neben den vier noch fehlenden Texten zusätzlich vier Kuriosa aus dem Umfeld des berühmten Detektivs abgedruckt sind: ein weiterer, erklärender Kommentar mit dem Titel »Ein aufsehenerregender Tod«, dazu Conan Doyles erste, veröffentlichte Ge-

schichte »Das Geheimnis von Sasassa Valley«. Weiterhin Sir Arthurs Bericht von einem spektakulären Fehlurteil, in dem er auf den Spuren seines eigenen Helden versucht, die Unschuld eines zum Tode Verurteilten zu beweisen, und abschließend: des Autors eigene Liste seiner Lieblingsgeschichten mit den dazugehörigen Kommentaren.

Ich glaube, ich sollte um der Vollständigkeit willen an dieser Stelle einen oder zwei Texte erwähnen, die der Conan-Doyle-Biograph John Dickson Carr unter dessen Papieren fand, während er für *The Life of Sir Arthur Conan Doyle* (1949) recherchierte, obwohl meiner Meinung nach keiner dieser beiden Texte mit Recht in dieses Buch aufgenommen werden könnte. In einem Paket mit der Aufschrift »Umschlag XXIX«, so erzählt uns Carr, fand er eine »Karte von Holmes' und Watsons Zusammenstoß mit dem Feind« – aber bevor sich irgend jemand ob einer solch potentiell wichtigen Entdeckung ereifern kann, fügt er hinzu: »Das ist natürlich ein Scherz, für Holmes-Forscher nicht von Bedeutung.« Interessanter jedoch waren drei in dicke Pappe gebundene Übungshefte, auf die er unter einer Sammlung von mehr als fünfzig Notizheften und -büchern stieß. Sie enthielten ein dreiaktiges Theaterstück mit dem Titel »Angels of Darkness«, geschrieben in der ordentlichen, unverwechselbaren Handschrift des Autors. Von diesem Stück sagt Dickson Carr:

»Er hatte die ersten beiden Akte 1889 in Southsea geschrieben, den dritten 1890, als es schien, daß Sherlock Holmes keine Zukunft mehr haben sollte. ›Angels of Darkness‹ ist in erster Linie eine Rekonstruktion der Utah-Szenen in ›Studie in Scharlachrot‹. Die gesamte Handlung spielt in den Vereinigten Staa-

ten. Holmes tritt darin nicht auf. Aber Dr. John H. Watson tritt sehr wohl darin auf.

›Angels of Darkness‹ stellt für jeden Biographen ein Problem dar. Der Biograph muß, wenigstens theoretisch, ein unerbittlicher Wahrheitssucher sein. Er sollte sich nicht mit den glorreichen Spekulationen um Holmes-Watson zufriedengeben, die auf beiden Seiten des Atlantiks zu Kontroversen geführt haben. Aber der Teufel der Versuchung ist kaum zu bezwingen. Und so wird jeder, der in ›Angels of Darkness‹ blättert, davon begeistert sein, daß Watson uns viele wichtige Episoden seines Lebens enthüllt.

Tatsächlich hat Watson früher einmal als Arzt in San Francisco praktiziert. Und seine Verschwiegenheit ist verständlich: Er hat sich schändlich verhalten. Solche, die ihn der schwarzen Perfidie in seinen Beziehungen zu Frauen verdächtigt haben, werden feststellen, daß ihre schlimmsten Ahnungen gerechtfertigt waren. Entweder hatte er eine Frau, bevor er Mary Morstan heiratete, oder er hat das arme Mädchen, das er in seinen Armen hält, als am Ende von ›Angels of Darkness‹ der Vorhang fällt, einfach sitzengelassen.

Der Name des Mädchens? Hier liegt unser Problem. Ihr einen Namen zu geben, einen bekannten, würde heißen, sowohl den Autor als auch die Figur zu betrügen. Bestenfalls würde es Watsons Glaubwürdigkeit in solchen Punkten in Frage stellen, die nichts mit Eheangelegenheiten zu tun haben. Schlimmstenfalls würde es die gesamte Saga durcheinanderbringen und ein Problem darstellen, das selbst die scharfsinnigsten deduktiven Weisheiten der ›Baker Street Irregulars‹ nicht entwirren könnten.«

»Conan Doyle... wußte, daß er das Stück für immer beiseite legen mußte. Es waren gute Stellen darin, besonders die komischen Szenen, die in ›Studie in Scharlachrot‹ fehlen. Aber ein Stück über Watson ohne Sherlock Holmes hätte die Öffentlichkeit entgeistert. Und auch bis jetzt ist es noch nicht veröffentlicht worden.«

Dickson Carrs Urteil ist sicherlich eines, das alle Sherlockianer, da bin ich ganz sicher, mit ihm teilen werden!

Aber ich habe mich lange genug mit Dingen aufgehalten, für die hier kein Platz ist. Lassen Sie mich jetzt den Hintergrund der Geschichten umreißen, die den Kanon tatsächlich vervollständigen. Die neu hinzugekommenen Texte umfassen eine Zeitspanne, welche über die gesamte Saga hinausreicht, die 1887 mit »Studie in Scharlachrot« begann und mit »Seine Abschiedsvorstellung« endete, die 1917 erschien. Wenn diese Beiträge den sechzig Abenteuern, die wir schon haben, hinzugefügt werden, bringen sie das authentische Leben und die Fälle des Meisterdetektivs zu einem triumphalen Abschluß.

Zur Person: Sherlock Holmes (1917) **(Some Personalia about Mr. Sherlock Holmes)**

Sherlock Holmes war schon auf der ganzen Welt beliebt, als Greenhough Smith, der Herausgeber des *Strand*, in seinem Bestreben, den Namen des Detektivs in seinem Magazin erscheinen zu lassen, Conan Doyle dazu überredete, diesen Artikel über die Legende zu schreiben, die er geschaffen hatte. Der Essay legt ein besonderes Gewicht auf den entstandenen Glauben, daß Holmes eine reale Person wäre, und er zitiert eini-

ge Fälle von Leuten, die dem Spürhund aus der Baker Street geschrieben und ihn beschworen hatten, ihm bei der Lösung des einen oder anderen tatsächlichen Verbrechens zu helfen. Verständlicherweise erwähnt Conan Doyle außerdem die Gelegenheiten, bei denen er selbst gebeten worden war, Sherlock Holmes zu spielen, wobei die Ergebnisse ungefähr so spektakulär ausfallen sollten wie die des Great Detective! »Zur Person: Sherlock Holmes« wurde erstmals 1917 in der Dezemberausgabe des *Strand* veröffentlicht und war seitdem stets schwer zu finden.

Das Geheimnis um Onkel Jeremys Haushalt

(The Mystery of Uncle Jeremy's Household)

Wie Conan Doyle offen zugegeben hat, sind ihm Holmes und Watson nicht fertig ausgereift in den Sinn gekommen, sondern haben sich eher aus seinem grüblerischen Professor Dr. Joseph Bell und dem Genre der Detektivgeschichte als Ganzes entwickelt. Ihr erstes Erscheinen in der Form, die wir kennen und schätzen, fand natürlich in dem Roman »Studie in Scharlachrot« statt, veröffentlicht in *Beeton's Christmas Annual* 1887. Aber schon vorher hatten sie Gestalt angenommen und sich zum erstenmal versuchsweise in einer Erzählung vorgestellt, die »Das Geheimnis um Onkel Jeremys Haushalt« hieß, veröffentlicht in *Boy's Own Paper* beinahe zwölf Monate vor *Beeton*. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß Conan Doyle in seinem Essay »Die Wahrheit über Sherlock Holmes« auf die Tatsache hinweist, daß er einige seiner frühesten Geschichten für verschiedene Magazine geschrieben hat, inklusive

Boy's Own Paper, aber er verwirft all diese Versuche und ist sicher, daß diese »auf immer in Vergessenheit« bleiben werden. Bei der Untersuchung von »Das Geheimnis um Onkel Jeremys Haushalt«, veröffentlicht in sieben Episoden im Januar und Februar 1887, wird ein Grund für seine Einstellung sofort deutlich: Die Erzählung ist eigentlich eine erste Ausarbeitung der Idee um einen intelligenten und erfinderischen Detektiv (komplett mit einem Partner), der ein verblüffendes Rätsel löst – das gleiche Prinzip, das die Geschichten um Holmes und Watson so erfolgreich gemacht hat. Eine Untersuchung des Werks von Conan Doyle zeigt, daß er tatsächlich mehrere seiner frühen Themen in späteren Arbeiten wiederverwendet hat: »Das Geheimnis von Sasassa Valley« zum Beispiel, das sich weiter hinten in diesem Buch erneut abgedruckt findet, hat in seinem Mittelpunkt einen »gräßlichen Dämon mit glühenden Augen«, der sich als eine eher abgedroschene Figur entpuppt. Die Parallelen zu der Geschichte um den »Hund von Baskerville« werden beim Lesen deutlich. Meine Ansicht zu »Das Geheimnis um Onkel Jeremys Haushalt« wird geteilt von dem anerkannten Sherlockianer James Edward Holroyd, der ebenfalls Gelegenheit hatte, die inzwischen höchst seltenen und begehrten Ausgaben des *BOP* zu lesen, in denen die Detektivgeschichte von Conan Doyle erschienen ist. Im *Sherlock Holmes Journal* im Frühling 1967 sagte er, die Geschichte wäre »bemerkenswert insofern, als daß Holmes und Watson verschiedentlich darin widerhallen, bevor das erste Baker-Street-Abenteuer gedruckt wurde«. Er fährt fort:

»In dieser Geschichte hat Hugh Lawrence, der Erzähler, eine Unterkunft in der Baker Street. Sein

Freund war John H. Thurston. Sherlockianer wird man kaum daran erinnern müssen, daß Watsons Vornamen John. H. waren und daß Thurston der Name des Mannes war, mit dem er in den Clubs Billard spielte. Wie Watson hat Lawrence Medizin studiert, während Thurston wie Holmes sich der Chemie widmete, seine Zeit ›glücklich zwischen Reagenzgläsern und Lösungen‹ verbrachte und sogar ›einen von Säure verfärbten Finger‹ hatte... Wenn *Onkel Jeremys Haushalt* tatsächlich vor *Eine Studie in Scharlachrot* geschrieben oder entwickelt worden wäre, würden sämtliche Parallelen, die ich zitiert habe, zu Vorläufern der Saga werden und die Frage beantworten, ob Sherlock Holmes im BOP entstand?«

Beim Lesen dieser faszinierenden Geschichte, die zum erstenmal seit beinahe hundert Jahren wieder gedruckt wurde, wird der Leser außerdem einige andere Parallelen zu Sherlock Holmes finden, die Holroyd nicht zitiert hat. Hugh Lawrence hat es sich zur Gewohnheit gemacht, die Menschen zu beobachten, um ihre Charaktere zu erkennen, ist begabt im Kreuzverhör und steht dem Charme einer Frau ziemlich gleichgültig gegenüber. Er ist ebenfalls stark, mutig und erfinderisch, und er zieht es vor, die mysteriösen Vorgänge im Haushalt selbst aufzuklären, anstatt die Polizei zu rufen. Der Leser wird viele weitere Eigenheiten in »*Das Geheimnis um Onkel Jeremys Haushalt*« finden, die in *Studie in Scharlachrot* und den späteren Abenteuern von Sherlock Holmes wiederholt wurden, was die Geschichte zu einem legitimen Vorläufer der Saga macht und ihr somit berechtigterweise einen Platz im Kanon zubilligt.

Die Sache mit dem mittelmässigen Spürhund (ca. 1919)

(The Case of the Inferior Sleuth)

In Holmes' erstem Buch *Studie in Scharlachrot* widmet er zwei seiner Vorgänger in der Detektivliteratur einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen: C. Auguste Dupin, 1841 von Edgar Allan Poe ins Leben gerufen, und Monsieur Lecoq, 1866 erdacht von dem französischen Schriftsteller Emile Gaborieau. Conan Doyle gab natürlich zu, bei der Erschaffung von Holmes eine wichtige Anregung in den Arbeiten von Poe und Gaborieau gefunden zu haben, so daß man sorgsam bedenken sollte, daß es Sherlock Holmes ist, der in dieser ersten Geschichte sagt:

Sherlock Holmes stand auf und zündete seine Pfeife an. »Zweifellos glaubst du, daß du mir ein Kompliment machst, wenn du mich mit Dupin vergleichst«, bemerkte er. »Nun, meiner Meinung nach war Dupin ein äußerst mittelmäßiger Bursche. Dieser Trick, die Gedanken seines Freundes nach einer halben Stunde des Schweigens mit einer treffenden Bemerkung zu unterbrechen, ist wirklich sehr protzig und oberflächlich. Er hatte einige analytische Begabung, zweifellos. Aber er war keineswegs ein solches Phänomen, wie es sich Poe offenbar vorgestellt hatte.«

»Hast du Gaborieaus Werke gelesen?« fragte ich. »Entspricht Lecoq deiner Vorstellung von einem Detektiv?«

Sherlock Holmes rümpfte verächtlich seine Nase. »Lecoq war ein grauenhafter Stümper«, sagte er mit böser Stimme. »Er hatte nur eines, was für ihn sprach, und das war seine Energie. Dieses Buch hat mich voll-

kommen krank gemacht. Die Frage war, wie man einen unbekannten Gefangenen identifiziert. Ich hätte das in vierundzwanzig Stunden geschafft. Lecoq brauchte sechs Monate oder so. Man könnte ein Lehrbuch für Detektive daraus machen, um ihnen zu zeigen, was sie vermeiden sollten.«

Watson war offenbar nicht der einzige, der bestürzt war von derart kleinlichen Bemerkungen über zwei literarische Charaktere, die er selbst bewunderte. Im Jahre 1915 richtete der amerikanische Kritiker und Lyriker Arthur Guiterman ein paar scharfe Zeilen der Beschwerde an Conan Doyle. Der arme Sir Arthur erkannte augenblicklich, daß die Worte, die er seiner Figur in den Mund gelegt hatte, ihm selbst zugeschrieben wurden. Er nahm seinen Stift in die Hand, um sich gleichermaßen zu verteidigen. Diese beiden Gedichte stellen nun eine einzigartige und wichtige Ergänzung des Kanons dar – Conan DoYLES Zeilen sind die einzigen Verse über Sherlock Holmes, die er jemals geschrieben hat –, und in ihnen macht der Autor ein für allemal seine Meinung zu Holmes' literarischen Vorgängern deutlich. Das Gedicht von Guiterman erschien erstmals in einer Sammlung leichter Verse mit dem Titel *The Laughing Muse*, und DoYLES scharfe Erwiderung wurde einige Jahre später in Lincoln Springfields Memoiren *Some Piquant People* (1924) veröffentlicht. Sie erscheinen hier zum erstenmal gemeinsam in einer Sammlung.

Der Krondiamant: ein Abend mit Sherlock Holmes (1921)

(The Crown Diamond)

»Der Krondiamant« ist das zweite von Conan Doyles Kurzdramen um Sherlock Holmes, und es ist insofern einmalig in seinem Werk, als daß es später zu einem von Holmes' Fällen (»The Adventure of the Mazarine Stone« – dt. »Kardinal Mazarins Diamant«) umgearbeitet wurde, anstatt sich auf bestehendes Material zu beziehen. Die Aufzeichnungen deuten darauf hin, daß dieser »Abend mit Sherlock Holmes« seine erste, versuchsmäßige Aufführung am 2. Mai 1921 im Bristol Hippodrome hatte und dann nach London verlegt wurde, wo er am 16. Mai im Coliseum Premiere feierte. Obwohl die Inszenierung mit nur einer einzigen Unterbrechung bis Ende August weitergespielt wurde, gibt es keinerlei Hinweise dahingehend, daß es in England jemals wieder aufgeführt wurde, und in Amerika ist es mit Sicherheit niemals auf die Bühne gekommen. Sämtliche Anzeichen deuten auch darauf hin, daß Doyle das Stück klugerweise in eine Kurzgeschichte für den *Strand* umarbeitete, während es noch im Coliseum lief: Jedenfalls erschien es 1921 in der Oktoberausgabe des Magazins. Doyle nahm außerdem bei der Übertragung von der Bühne auf die gedruckte Seite einige Veränderungen an der Geschichte vor, wobei die wichtigste ist, daß der Bösewicht des Bühnendramas, der berühmte Colonel Sebastian Moran, in der Geschichte zu Graf Negretto Sylvius wird. Obwohl niemand behaupten würde, daß Conan Doyle ein außergewöhnlicher Bühnenautor war, tragen seine Stücke um Holmes und Watson einen Sinn für Theater in sich, der

den Besuch ihrer Aufführungen offenbar sehr wohl lohnenswert werden ließ, und es wäre wirklich schön, wenn man sie heute wieder auf die Bühne brächte. Es ist eine besondere Freude, den »Krongdiamanten« vor der Vergessenheit zu retten und ihm einen Platz im Sherlock-Holmes-Kanon zu geben, da er nur einmal im Druck war – und das in einer Privatsammlung von nur neunundfünfzig Exemplaren.

Wie Watson den Trick lernte (1924) **(How Watson Learned the Trick)**

Es ist gut möglich, daß diese Parodie um Holmes und Watson, die Conan Doyle gegen Ende seines Lebens schrieb, die merkwürdigste Geschichte der gesamten Saga ist. Im Jahre 1924 wurde in London ein bemerkenswertes Puppenhaus ausgestellt, das der damaligen Königin von England gehörte. Das wunderhübsch gearbeitete Spielzeug war mit exquisiten Miniaturmöbeln und Einrichtungsstücken ausgestattet und besaß außerdem eine kleine Bibliothek, in der reihenweise winzige Bücher standen. Damals enthielten diese Bücher keinen Text, und man erörterte die Idee, die führenden zeitgenössischen Literaten einzuladen, Kurzgeschichten zu schreiben, die dann gewissenhaft in den kleinen Bänden gedruckt werden sollten. Es kann nicht überraschen, daß Sir Arthur einer der angesprochenen Autoren war und – getreuer Patriot, der er war – zusagte und gleich eine Geschichte schrieb, von der er sicher war, daß sie angenommen würde: eine kurze Sherlock-Holmes-Episode mit dem Titel »Wie Watson den Trick lernte«. Ein zeitgenössischer Bericht spricht davon, daß sie nach Ablieferung »gedruckt und in einem der Miniaturbände gebunden wurde, aus denen

die Bibliothek dieses äußerst kunstvoll gearbeiteten, liliputanischen Gebäudes bestand«. Obwohl die Geschichte natürlich ein beachtliches Interesse hervorrief, solange die Ausstellung lief, war sie schnell vergessen, als sich die Türen des Puppenhauses erst einmal geschlossen hatten. Seitdem waren Exemplare des Textes äußerst schwer zu bekommen. Er wurde im April 1951 kurzzeitig aus dieser Vergessenheit hervorgeholt, als eine maschinengeschriebene Kopie im *Baker Street Journal* erschien – aus dem er für dieses Buch entnommen wurde. Neben seiner Seltenheit ist »Wie Watson den Trick lernte« interessant, weil der Text die Annahme zu festigen scheint, daß Sherlock Holmes in Surrey geboren wurde. Während des Handlungsverlaufs dieser Episode, die ein Frühstück der beiden Freunde beschreibt, schreit Holmes vor Freude über einen Erfolg der Cricketmannschaft von Surrey laut auf. Peter Richard kommentiert dazu in seinem Essay »Completing the Canon«: »Auch wenn ein Mann nur ›wenig Erfahrung mit dem Cricketspiel‹ hat (was Holmes in ›Der Felddasar‹ zugibt), ist es keineswegs ungewöhnlich, daß er die Mannschaft aus seiner heimatlichen Region mit Interesse, und sogar Enthusiasmus, verfolgt. Daher ist es zumindest wahrscheinlich, daß Holmes' Geburtsort in Surrey liegt – und gut möglich, daß seine Vorfahren Landjunker waren und – da Reigate in Surrey liegt – daß sie tatsächlich die ursprünglichen Reigate Squires waren!« (Siehe: »The Reigate Squires« – dt. »Der zerrissene Zettel«) Im nachhinein scheint es äußerst passend, daß uns Conan Doyle in dem letzten Abenteuer, das noch in der Sammlung fehlt, einen Hinweis auf den wahren Geburtsort seines bis dato unsterblichen Spürhundes präsentiert hat.

Das Geheimnis von Sasassa Valley (1879) **(The Mystery of Sasassa Valley)**

Ich habe diese Geschichte schon kurz erwähnt. Sie war die erste, die Conan Doyle veröffentlichen konnte und die ihm die königliche Summe von drei Goldmünzen einbrachte. Sie ist allerdings wichtiger, als es auf den ersten Blick scheint, da sie zum erstenmal eine Idee verwendet, die später eine zentrale Bedeutung in dem berühmten Sherlock-Holmes-Abenteuer »Der Hund von Baskerville« erhalten sollte. Im Lichte dieser Tatsache kann es vielleicht nicht überraschen, daß Conan Doyle sie in seiner Autobiographie *Memories and Adventures* (1924) gar nicht erwähnt, sondern uns lediglich informiert: »In den Jahren vor meiner Heirat habe ich von Zeit zu Zeit Kurzgeschichten geschrieben, die gut genug waren, zu äußerst geringem Preis verkäuflich zu sein – vier Pfund Sterling im Schnitt –, aber nicht gut genug, um wieder hervorgeholt zu werden. Sie sind verteilt über die Seiten von *London Society*, *All the Year Round*, *Temple Bar*, *The Boy's Own Paper* und andere Magazine. Dort sollten sie auch bleiben.« Tatsächlich war »Das Geheimnis von Sasassa Valley« dem weitverbreiteten Magazin *Chamber's Journal* zur Beurteilung gegeben worden und nach der üblichen, endlosen Verzögerung zur Veröffentlichung angenommen. Der sich mühsam abkämpfende junge Arzt war hoch erfreut, das Angebot akzeptieren zu können, und die Geschichte erschien anonym in der Oktoberausgabe. (Es gehörte zum Grundsatz von *Chamber's*, nur die berühmtesten Autoren mit Namen zu nennen.) Damals, so erfahren wir, gab es nur eine Sache, die Conan Doyle in Hinsicht auf die Veröffentlichung bereute – daß der Her-

ausgeber die Verwendung des Wortes »verdammt« in mehreren Dialogen herausgenommen hatte! Im Laufe der Jahre war er zweifellos froh, daß man ihm die Geschichte nicht ohne weiteres zuschreiben konnte, da sie, wie Sie hier lesen können, auf einem Aberglauben an eine dämonengleiche Gestalt mit glühenden Augen basiert, die sich schließlich entpuppt als... aber ich will Ihnen nicht das Interesse nehmen, indem ich das Ende verrate. Nichtsdestotrotz, die Ähnlichkeit mit der Idee des »Dämonenhundes« von Dartmoor wird jedermann offenbar, der diese Geschichte um Holmes gelesen hat. Diese Veröffentlichung stellt nach beinahe hundert Jahren die erstmalige Rückkehr der Erzählung in den gedruckten Zustand dar.

Der seltsame Fall des Oscar Slater: Conan Doyle als Sherlock Holmes (1920)

(The Strange Gase of Oscar Slater: Conan Doyle as Sherlock Holmes)

Wie Conan Doyle in »Zur Person: Sherlock Holmes« erwähnt, wurden ihm von Teilen der Öffentlichkeit regelmäßig die gleichen Kombinationsgaben zugeschrieben wie Holmes, und mehr als einmal wurde er konsultiert, um dabei zu helfen, ein Verbrechen zu lösen. Der berühmteste und dramatischste dieser Fälle war zweifellos der eines Mannes namens Oscar Slater, der 1912 des Mordes an einer alten Dame angeklagt und verurteilt wurde. Von Anfang an hatte Conan Doyle das Gefühl, als wären die Beweise gegen Slater nicht schlüssig, und als man ihn um seinen Beistand bat, nahm er sich des Falles sowohl mit Hilfe seiner Feder als auch all seines ihm zur Verfügung stehenden Geldes an. Es stellte sich als ein langer und schwieriger Kampf her-

aus, bevor schließlich die Gerechtigkeit siegte. Dieser Artikel, den Conan Doyle über seine Verwicklung in den Fall geschrieben hatte, war wiederum für das Verlagshaus von George Newnes gedacht – diesmal für eine Schrift mit dem Titel *Famous Crimes, Mysteries and Romances*, die von dem äußerst produktiven Journalisten und Autor Max Pemberton herausgegeben wurde, der ebenfalls ein Freund von Doyle war. Zur Zeit seiner Veröffentlichung im Jahre 1920 war der Fall noch immer ungelöst, aber der Artikel enthält alle Fakten, die schließlich zu seinem erfolgreichen Ausgang führten. Außerdem ist er faszinierend zu lesen, weil die Sache auf ähnliche Weise wie ein Holmes-Abenteuer präsentiert wird – zuerst werden die Fakten gesammelt und analysiert, und dann enthüllt der Erzähler in bester Tradition des Great Detective seine dramatischen Schlußfolgerungen.

Meine liebsten Sherlock-Holmes-Abenteuer (1927)

(My Favourite Sherlock Holmes Adventures)

Im März 1927, einige Monate vor Veröffentlichung des fünften und letzten Bandes von Holmes' kurzen Abenteuern *The Casebook of Sherlock Holmes* (dt. »Sherlock Holmes' Buch der Fälle«), nahm Sir Arthur Conan Doyle zum letzten Mal seine Feder in die Hand, um über seinen berühmten Spürhund zu schreiben. Passenderweise tat er dies für genau dasselbe Magazin, in dem der Great Detective geboren worden war, dem *Strand*. Als Anlaß diente die Ankündigung eines Preisausschreibens, in dem die Leser aufgefordert wurden, ihr liebstes Holmes-Abenteuer zu wählen, und Sir Arthur hat-

te sich bereit erklärt, die endgültige Liste beizusteuern. Anscheinend konnte er der Gelegenheit nicht widerstehen, der Figur, die ihn berühmt und reich gemacht, aber auch jede andere Bemühung seines Lebens überschattet hatte, zum Abschied noch einen letzten Hieb zu versetzen. »Ich fürchte«, schrieb er in dem Artikel, der überschrieben war mit »Mr. Sherlock Holmes an seine Leser«, »daß Mr. Sherlock Holmes einer dieser berühmten Tenöre wird, die, obwohl sie ihre besten Zeiten längst hinter sich haben, sich immer noch versucht fühlen, wiederholt Abschiedsverbeugungen vor ihrem nachsichtigen Publikum vorzunehmen. Das muß ein Ende haben, und er muß den Weg alles Fleischlichen, aller Materie oder Phantasie gehen. Man stellt sich gerne vor, es gäbe eine phantastische Rumpelkammer für die Kinder der Einbildung, einen merkwürdigen, unmöglichen Ort, wo Fieldings Beau noch immer die Schönen von Richardson liebt, wo Scotts Helden noch immer herumstolzieren mögen, Dickens' köstliche Cockneys noch immer für einen Lacher gut sind und Thackerays Weltkinder noch immer ihre verwerflichen Karrieren verfolgen. Vielleicht können Sherlock und sein Watson eine Zeitlang eine bescheidene Ecke in einem solchen Walhalla finden, während ein noch scharfsinnigerer Spürhund mit einem noch weniger scharfsinnigen Kameraden die Bühne ausfüllen, die sie frei gemacht haben.«

Obwohl Holmes inzwischen buchstäblich Dutzende von Rivalen hatte, die sich lautstark um seine herausragende Position im Feld der Detektive bemühten, sollten die folgenden Jahre seinem Schöpfer diesen Gefallen nicht tun: Die beiden Männer aus der Baker Street zählten schon zu den Unsterblichen der Literatur, und

sie waren dazu bestimmt, es auch zu bleiben. Im Rest seines Artikels ging Conan Doyle noch einmal die Fakten von Holmes' Karriere durch und kommentierte die Ansichten, die ihn von Lesern erreichten, die der Meinung waren, daß der Standard der Abenteuer in den späteren Jahren gesunken war. Er schloß: »Es ist ein kurzer Test der öffentlichen Meinung, daß ich diesen kleinen Wettbewerb eröffne, der hier angekündigt wird. Ich habe eine Liste von zwölf Kurzgeschichten aufgestellt, die in den vier erschienenen Bänden enthalten sind, von denen ich glaube, daß sie die besten sind, und ich würde gerne erfahren, inwieweit meine Auswahl mit denen der *Strand*-Leser übereinstimmt. Ich habe meine Liste in einem versiegelten Umschlag bei dem Herausgeber des *Strand* hinterlegt.« Drei Monate nach Erscheinen dieses Artikels beendete Conan Doyle die Spekulationen, indem er in der Juniausgabe seine Liste veröffentlichte – oder vielleicht wäre es korrekter zu sagen, daß er eigentlich erst den Streit um den jeweiligen Wert der Geschichten begann, der bis zum heutigen Tag unvermindert andauert.

Im selben Jahr verwendete Sir Arthur seinen Essay »Mr. Sherlock Holmes an seine Leser« als Vorwort zu *Sherlock Holmes' Buch der Fälle*, indem er nur den Bezug auf den Wettbewerb eliminierte und aus einem merkwürdigen, nur ihm selbst verständlichen Grund den äußerst sachdienlichen Kommentar zur Qualität der Geschichten wegstrich, der am Anfang dieses Buches steht. Mit der Liste seiner zwölf Lieblingsgeschichten hatte Conan Doyle seine Beziehung zu Sherlock Holmes endgültig abgeschlossen: Er sollte in den drei kurzen Jahren, die ihm noch blieben, kein weiteres Wort mehr über ihn schreiben. Vielleicht gab es nichts mehr

über ihn zu sagen, denn der letzte Absatz seines Vorwortes an die Leser war das beste Finale, das sich ein Autor über eine von ihm erschaffene Figur und seine speziellen Absichten, mit dieser Figur zu schreiben, erhoffen konnte. Ich kann mir daher beim Zusammenstellen dieser endgültigen Materialsammlung von Conan Doyle zu Sherlock Holmes keine bessere Möglichkeit vorstellen, meine eigenen Bemerkungen abzuschließen, als ein letztes Mal seine eigenen Worte zu zitieren:

»Und also, Leser, ein Lebewohl an Sherlock Holmes! Ich danke Ihnen für Ihre Treue und kann nur hoffen, daß Sie eine Erwiderung erfahren haben in Form einer Ablenkung von den Sorgen des Lebens und jener anregenden Wendung der Gedanken, die man nur im zauberhaften Königreich der Märchen findet.«

PETER HAINING

Zur Person: Sherlock Holmes

Auf Wunsch des Herausgebers habe ich einige Tage damit zugebracht, eine alte Kiste mit Briefen durchzusehen, in die ich von Zeit zu Zeit Briefe gelegt habe, die sich direkt oder indirekt auf den weithin bekannten Mr. Holmes beziehen. Ich wünschte jetzt, ich hätte die Verweise auf diesen Gentleman und seine kleinen Rätsel sorgfältiger verwahrt. Eine ganze Menge von ihnen sind verloren oder verlegt. Glücklicherweise fand sein Biograph Leser in vielen Ländern, und die Lektüre hat überall die gleiche Art von Resonanz gefunden, wenn auch in vielen Fällen in einer Sprache, die schwer zu verstehen war. Sehr oft konnte mein weit entfernter Briefpartner weder meinen Namen noch den meines imaginären Helden buchstabieren! Viele solcher Briefe stammten von Russen. Waren die russischen Briefe in der Landessprache verfaßt, war ich leider gezwungen, sie ungelesen abzulegen, aber wenn sie auf englisch waren, zählten sie zu den kuriosesten in meiner Sammlung. Eine junge Dame war dabei, die ihre sämtlichen Episteln mit den Worten »Good Lord« begann. Eine andere verbarg ausgesprochene Arglist hinter ihrer Einfalt. Sie schrieb aus Warschau und gab an, sie wäre seit zwei Jahren ans Bett gefesselt, und meine Bücher wären ihr einziges etc. etc. Diese schmeichelnde Erklärung ging mir derart nah, daß ich umgehend ein Paket mit signierten Exemplaren bereitlegte, um die Sammlung der aufrechten Kranken zu vervollständigen. Glücklicherweise jedoch traf ich am selben Tag einen Mitautor, dem ich von diesem zu Herzen gehenden Vorfall berichtete. Mit einem zynischen Lächeln zog er einen gleichlautenden Brief aus seiner Tasche.

Seine Bücher waren ebenfalls zwei Jahre lang ihr einziges etc. etc. Ich weiß nicht, wieviel anderen die Dame geschrieben hat, aber wenn sie, was ich annehme, ihre Korrespondenz auf mehrere Länder ausgedehnt hat, muß sie eine ziemlich interessante Bibliothek angehäuft haben.

Die Angewohnheit der jungen Russin, mich als »Good Lord« anzureden, hatte zu Hause eine noch seltsamere Parallele, welche die Verbindung zu diesem Artikel herstellt. Kurz nachdem ich in den Ritterstand erhoben worden war, erhielt ich eine Rechnung von einem Händler, die in jeder Einzelheit äußerst korrekt und geschäftsmäßig war, wenn man davon absah, daß er sie auf Sir Sherlock Holmes ausgestellt hatte. Ich hoffe, daß ich einen Scherz so gut wie jeder andere vertragen kann, aber dieser spezielle Scherz schien mir doch ausgesprochen unangebracht zu sein, und ich antwortete ihm mit scharfen Worten. Als Antwort auf meinen Brief kam ein reumütiger Angestellter in mein Hotel, der sein Bedauern über diesen Vorfall ausdrückte, aber ständig den Satz wiederholte: »Ich versichere Ihnen, Sir, es war bona fide.«

»Was meinen Sie mit bona fide?« fragte ich.

»Nun, Sir, meine Kollegen im Geschäft haben mir gesagt, daß man Sie zum Ritter geschlagen hat und daß ein Mann, der zum Ritter geschlagen wird, einen Namen annimmt und daß Sie diesen genommen haben.«

Ich brauche nicht zu sagen, daß sich mein Ärger in Luft auflöste und daß ich ebenso herzlich lachte wie seine Kumpane.

Es gibt bestimmte Probleme, die in diesen Sherlock-Holmes-Briefen immer wieder auftreten. Eines davon

hat die Gemüter der Menschen in den abgelegensten Orten der Welt bewegt, von Labrador bis Tibet. In der Tat, wenn eine Sache wohlbedacht sein will, sind es nur die Menschen in diesen entlegenen Orten, welche die Zeit und Abgeschlossenheit dafür haben. Ich darf sagen, daß ich zu einem Punkt allein zwanzig Briefe bekommen habe. Dieser taucht in dem »Adventure of the Priory School« (dt. »Spuren im Moor«) auf, in dem Holmes mit einem Blick auf die Spur eines Fahrrades sagt: »Sie führt offensichtlich fort von uns, nicht zu uns hin.« Er hat seine Beweisführung nicht dargelegt, was ihm seine Briefpartner verübeln, und alle behaupten, daß die Schlußfolgerung unmöglich ist. Tatsächlich aber ist es auf weichem Boden wie dem in Frage kommenden Moor sehr einfach. Das Gewicht des Fahrers liegt hauptsächlich auf dem Hinterrad, und auf weichem Grund hinterläßt es eine sichtbar tiefere Spur. An Stellen, wo das Rad einen Hang hinauffährt, wäre der Abdruck des Hinterrades sehr viel tiefer. Wenn es einen Hang schnell hinunterfährt, wäre er kaum tiefer. Deshalb würde die Tiefe der Spur des Hinterrades anzeigen, in welche Richtung das Rad gefahren ist.

Einen der wunderlichsten Beweise für Holmes' Realität in den Augen vieler Leute ist der Umstand, daß ich mit der Post regelmäßig Autogrammbücher bekommen habe und gebeten wurde, seine Unterschrift zu beschaffen. Als verkündet wurde, daß er sich von seiner Tätigkeit zurückziehen und Bienen in den South Downs halten wollte, erhielt ich mehrere Briefe, in denen man ihm Hilfe für dieses Projekt anbot. Zwei davon liegen vor mir, während ich dieses schreibe. In einem steht: »Wird Mr. Holmes zu Weihnachten in seinem Landhaus

eine Haushälterin brauchen? Ich kenne jemanden, die das ruhige Landleben liebt und ganz besonders Bienen – eine altmodische, stille Frau.« In dem anderen, der an Holmes selbst adressiert ist, steht: »Ich entnehme einigen der Morgenzeitungen, daß Sie sich zur Ruhe setzen und sich der Bienenzucht widmen wollen. Sollte dies zutreffen, wäre ich erfreut, Ihnen zu Diensten sein zu dürfen, indem ich Ihnen mit jedem Rat zur Seite stehe, den Sie benötigen. Ich hoffe, Sie lesen diesen Brief im gleichen Geiste, in dem er geschrieben ist, denn ich mache Ihnen dieses Angebot als Dank für viele schöne Stunden.« Ich habe viele andere Briefe bekommen, in denen man mich anflehte, meine Briefpartner mit Mr. Holmes in Verbindung zu setzen, damit er »Licht in eine ihrer Privatangelegenheiten bringen sollte«.

Gelegentlich bin ich so weit mit meiner eigenen Phantasiegestalt verwechselt worden, daß man mich bat, in dieser Richtung professionell zu arbeiten. Ich erinnere mich an ein Angebot, im Fall eines aristokratischen Mordprozesses in Polen vor einigen Jahren, mir die Sache auf meine eigene Art und Weise anzusehen. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich so etwas kaum für Geld tun würde, da ich mir keineswegs sicher bin, ob meine Dienste von Wert wären. Als Amateur jedoch habe ich Menschen in Not mehrmals Beistand leisten können. Auch wenn ich dabei an Holz klopfe, kann ich sagen, daß ich – abgesehen von einer Gelegenheit, die ich später erläutern werde – bei keinem Versuch, Holmes' Methoden auf die praktische Anwendung zu reduzieren, vollkommen versagt habe. Im Falle des Mr. Edalji kann ich nur wenig Verdienst für mich in Anspruch nehmen, denn man braucht keine wohldurch-

dachten Schlußfolgerungen zu ziehen, um festzustellen, daß ein Mann, der praktisch blind ist, bei Nacht keine Reise unternommen hat, bei welcher er eine Hauptstrecke der Eisenbahn überqueren mußte, und es hätte einen Athleten auf die Probe gestellt, es in der vorgegebenen Zeit zu schaffen. Der Mann war ganz offensichtlich unschuldig, und es ist eine Schande für dieses Land, daß er für die Jahre im Gefängnis niemals einen Penny Wiedergutmachung bekommen hat. Ein vielschichtigerer Fall ist der des Oscar Slater, der als Verurteilter noch immer seine Strafe verbüßt. Ich habe die Beweise sorgfältig geprüft, inklusive ergänzender Beweise der äußerst begrenzten und unbefriedigenden Kommission, welche die Sache untersuchen sollte, und ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß der Mann unschuldig ist. Als der Richter ihn in der Verhandlung fragte, ob er irgend etwas dazu zu sagen hatte, warum die Todesstrafe für den Mord an Miss Gilchrist nicht über ihn verhängt werden sollte, rief er laut: »My Lord, ich wußte gar nicht, daß es irgendwo auf der Welt eine solche Frau gab.« Ich bin überzeugt davon, daß dies die reine Wahrheit war. Dennoch ist es sprichwörtlich unmöglich, das Gegenteil zu beweisen, so daß die Sache stillstehen muß, bis die Menschen in Schottland auf einer ordentlichen Untersuchung aller Umstände beharren, die diesen Fall umgeben. (Anm.: Conan Doyle schrieb einen faszinierenden Bericht darüber, wie er im Falle des Oscar Slater Sherlock Holmes gespielt hat. Dieser wurde 1920 veröffentlicht. Er erscheint am Ende dieses Bandes unter dem Titel »Der seltsame Fall des Oscar Slater«.)

Ein paar der Probleme, auf die ich gestoßen bin, hatten große Ähnlichkeit mit denjenigen, die ich für die

Zurschaustellung von Sherlock Holmes' Schlußfolgerungen erfunden habe. Vielleicht könnte ich eines davon zitieren, in welchem die Denkart dieses Gentleman mit vollem Erfolg kopiert wurde. Der Fall war folgender: Ein Gentleman war verschwunden. Er hatte ein Bankguthaben von vierzig Pfund abgehoben, von dem man wußte, daß er es bei sich hatte. Man fürchtete, daß er wegen des Geldes ermordet worden war. Das letzte, was man von ihm hörte, war, daß er vom Lande zurückgekehrt und am selben Tag in einem großen Londoner Hotel abgestiegen war. Am Abend besuchte er eine Vorstellung in der Music-Hall, kam gegen zehn Uhr wieder heraus, kehrte zu seinem Hotel zurück, entledigte sich seiner Abendgarderobe, die am nächsten Tag in seinem Zimmer gefunden wurde, und verschwand vollkommen. Niemand sah ihn das Hotel verlassen, aber ein Mann, der eines der angrenzenden Zimmer belegt hatte, erklärte, daß er ihn des Nachts gehört habe. Eine Woche war vergangen, als man mich konsultierte, aber die Polizei hatte nichts entdeckt. Wo war der Mann geblieben?

Dies waren sämtliche Fakten, die mir von seinen Verwandten auf dem Lande mitgeteilt worden waren. In dem Bemühen, die Sache mit den Augen von Mr. Holmes zu sehen, antwortete ich postalisch, daß er sich offenbar entweder in Glasgow oder Edinburgh befand. Später bewies ich, daß er tatsächlich in Edinburgh gewesen war, wenn er auch in der inzwischen vergangenen Woche in einen anderen Teil Schottlands gefahren war.

Von hier an sollte ich die Sache sich selbst überlassen, denn wie Dr. Watson oft gezeigt hat, kommt die Erklärung der Lösung einem verdorbenen Rätsel

gleich. Schließlich kann der Leser in diesem Stadium das Magazin beiseite legen und zeigen, wie einfach alles ist, indem er das Problem selbst löst. Er besitzt sämtliche Fakten, die mir gegeben worden waren. Jedoch will ich denjenigen zuliebe, die keinen Sinn für derartige Rätsel haben, versuchen, die Bindeglieder der Kette aufzuzeigen. Der einzige Vorteil, den ich hatte, war der Umstand, daß ich mit den routinemäßigen Vorgängen in Londoner Hotels vertraut war – allerdings glaube ich kaum, daß sie sich grundlegend von Hotels an anderen Orten unterscheiden.

Als erstes habe ich mir die Fakten angesehen und das, was sicher war, von den Mutmaßungen getrennt. Außer der Behauptung des Mannes, der den Vermißten in der Nacht gehört hatte, war alles sicher. Wie konnte er in einem großen Hotel ein Geräusch von dem anderen unterscheiden? Dieser Punkt konnte außer acht gelassen werden, wenn er den grundlegenden Schlüssen entgegenlief. Die erste klare Schlußfolgerung war, daß der Mann hatte verschwinden wollen. Warum sonst sollte er all sein Geld abgehoben haben? Er hatte das Hotel in der Nacht verlassen. Aber in allen Hotels gibt es einen Nachtportier, und es ist unmöglich, ohne sein Wissen hinauszugelangen, wenn die Tür erst einmal verschlossen ist. Die Tür wird geschlossen, wenn die Theaterbesucher zurückgekehrt sind – sagen wir gegen zwölf Uhr. Daher muß der Mann das Hotel vor zwölf verlassen haben. Er war um zehn aus der Music-Hall gekommen, hatte seine Kleider gewechselt und war mit seiner Tasche verschwunden. Niemand hatte ihn dabei gesehen. Die Folgerung daraus ist, daß er es in dem Moment getan hatte, als die Hotelhalle voll von heimkehrenden Gästen war, also zwischen elf und elf

Uhr dreißig. Später kommen und gehen nur noch wenig Leute, auch wenn die Tür noch offen ist, so daß man ihn mit seiner Tasche sicherlich gesehen hätte.

Nachdem wir uns bis hierher auf festem Boden befinden, fragen wir uns, warum ein Mann, der sich verstecken möchte, das Haus zu so später Stunde verlassen sollte. Wenn er beabsichtigt hatte, sich in London zu verstecken, hätte er gar nicht erst in ein Hotel gehen müssen. Offenbar wollte er also einen Zug nehmen, der ihn fortbrachte. Aber ein Mann, der mitten in der Nacht an einem Provinzbahnhof aus dem Zug steigt, würde sehr wahrscheinlich bemerkt werden, und er könnte sicher sein, daß sich ein Schaffner oder ein Träger an ihn erinnern würde, wenn der Alarm ausgelöst und seine Beschreibung weitergegeben war.

Daher mußte sein Zielort irgendeine große Stadt sein, die er erst bei Tagesanbruch erreichen würde, etwa eine Endstation, an der all seine Mitreisenden ausstiegen und er selbst in der Menge verschwinden konnte. Wenn man den Fahrplan aufschlägt und sieht, daß die großen Schnellzüge in Richtung Schottland nach Edinburgh und Glasgow gegen Mitternacht abfahren, ist man schon am Ziel. Was seinen Abendanzug betrifft, so bewies der Umstand, daß er ihn zurückgelassen hatte, seine Absicht, einen Lebensstil anzunehmen, in dem es keinerlei Konventionen gab. Auch diese Schlußfolgerung stellte sich als richtig heraus.

Ich zitiere einen solchen Fall, um zu zeigen, daß die Hauptstränge der Gedankenfolgen, deren Holmes sich bedient, einen praktischen Bezug zum Leben haben. In einem anderen Fall, in dem sich ein Mädchen mit einem jungen Ausländer verlobt hatte, der plötzlich verschwunden war, konnte ich mit einer ähnlichen Reihe

von Schlußfolgerungen sowohl zeigen, wohin er gegangen war, als auch, wie wenig er ihre Zuneigung verdient hatte. Andererseits sind diese halbwissenschaftlichen Methoden gelegentlich mühsam und schwerfällig, wenn man sie mit den Ergebnissen der rauhbeinigen Pragmatiker vergleicht. Damit es nicht so scheint, als würde ich mich selbst oder Mr. Holmes mit Komplimenten überhäufen, lassen Sie mich festhalten, daß der Dorfpolizist bei einem Einbruch im Dorfgasthof, der nur einen Steinwurf weit von meinem Haus entfernt lag, den Täter faßte, während ich nur bis zu der Feststellung gelangt war, daß es sich um einen linkshändigen Mann mit Nägeln unter seinen Stiefeln handelte.

Die ungewöhnlichen oder dramatischen Vorgänge, die in den Geschichten schließlich zum Appell an Mr. Holmes führen, leisten ihm natürlich große Hilfestellung bei der Suche nach einer Lösung. Der Fall, bei dem man keiner Information habhaft werden kann, ist vernichtend. In Amerika hörte ich von einem, der ein großartiges Rätsel abgegeben hätte. Ein Gentleman von tadellosem Ruf bemerkte zu Beginn eines Sonntagsspazierganges mit seiner Familie plötzlich, daß er seinen Stock vergessen hatte. Er ging zurück ins Haus, dessen Tür noch immer offenstand, und er ließ die anderen draußen warten. Er kam nie zurück, und von jenem Tag an bis heute hat es keinen Hinweis darauf gegeben, was ihm widerfahren ist. Dies war mit Sicherheit einer der seltsamsten Fälle, von denen ich im realen Leben jemals gehört habe.

Einen weiteren, ausgesprochen einzigartigen Fall konnte ich selbst aus der Nähe betrachten. Er wurde mir von einem bedeutenden Londoner Herausgeber

zugeschickt. Dieser Gentleman beschäftigte einen Abteilungsleiter, den wir Musgrave nennen wollen. Er war ein hart arbeitender Mann ohne besondere Charaktermerkmale. Mr. Musgrave starb, und einige Jahre nach seinem Tod erhielt man einen an ihn adressierten Brief, zu Händen seiner Arbeitgeber. Er trug den Poststempel eines Touristenortes im Westen Kanadas, und der Hinweis »Confilms« stand auf dem Umschlag, außerdem die Worte »Report Sy« in einer Ecke. Natürlich öffneten die Herausgeber den Umschlag, da sie von den Verwandten des toten Mannes keinen anders gearteten Hinweis bekommen hatten. Drinnen befanden sich zwei leere Blätter Papier. Der Brief, das darf ich hinzufügen, war eingeschrieben. Der Herausgeber konnte sich keinen Reim darauf machen, schickte ihn an mich, und ich unterzog die leeren Seiten jedem nur denkbaren chemischen Versuch und außerdem Hitzetests, ohne irgendein Ergebnis. Abgesehen von der Tatsache, daß die Handschrift von einer Frau zu stammen schien, gibt es nichts, was diese Annahme bestätigen konnte. Die Sache war und bleibt ein unlösbares Rätsel. Es ist sehr schwer zu verstehen, wie der Verfasser des Briefes Mr. Musgrave etwas derart Geheimes zu sagen haben konnte, ohne zu wissen, daß dieser Mann schon seit Jahren tot war – oder warum man die leeren Seiten bei der Post sorgsam eingeschrieben hatte. Ich darf hinzufügen, daß ich die Blätter nicht nur meinen eigenen chemischen Tests anvertraute, sondern besten Expertenrat einholte, ohne jedoch zu einem Ergebnis zu kommen. Als Fall betrachtet, war es ein Fehlschlag – und ein äußerst quälender dazu.

Mr. Sherlock Holmes ist stets eine gute Zielscheibe für Witzbolde gewesen, und ich habe zahlreiche Schwindelfälle verschiedenen Ausmaßes an Genialität, mit Zeichen versehene Karten, mysteriöse Warnungen, verschlüsselte Botschaften und andere seltsame Mitteilungen bekommen. Einmal, als ich an einem Billardturnier von Amateuren teilnehmen wollte, wurde mir im Vorraum ein kleines Päckchen übergeben, das für mich hinterlassen worden war. Als ich es öffnete, fand ich ein kleines Stück gewöhnliche grüne Kreide, wie man sie beim Billard verwendet. Der Vorfall amüsierte mich, und ich steckte die Kreide in meine Manteltasche, und während des Spiels benutzte ich sie. Später benutzte ich sie immer wieder, bis ihre Oberfläche eines Tages, mehrere Monate später, als ich die Spitze meines Queue einrieb, zerbrach und ich feststellte, daß sie hohl war. Im Inneren war etwas versteckt, und ich zog einen kleinen Zettel hervor, auf dem die Worte standen: »Von Arsène Lupin für Sherlock Holmes«. Stellen Sie sich den Gemütszustand des Witzboldes vor, der sich eine derartige Mühe gemacht hat, ein solches Ergebnis zu erzielen!

Eines der Geheimnisse, die Mr. Holmes zugetragen wurden, bewegte sich auf eher psychischer Ebene und lag daher außerhalb seines Einflusses. Die vorliegenden Fakten sind höchst bemerkenswert, wenn ich auch – abgesehen davon, daß eine alte Lady mir mit allem Ernst geschrieben und sowohl ihren Namen als auch ihre Adresse angegeben hat – keinerlei Beweise für ihren Wahrheitsgehalt besitze. Die Person, die wir Mrs. Seagrave nennen wollen, hatte einen seltsamen, gebrauchten Ring bekommen, schlangenförmig und aus mattem Gold. Diesen nahm sie nachts vom Finger. Ei-

nes Nachts schlief sie damit und hatte einen schrecklichen Traum, in dem sie ein wildes Tier von sich stieß, das seine Zähne in ihren Arm gegraben hatte. Als sie aufwachte, schmerzte der Arm noch immer, und am nächsten Tag erschien der Abdruck von einem Gebiß auf dem Arm, wobei ein Zahn des Unterkiefers fehlte. Die Male hatten die Form blauschwarzer Prellungen, welche die Haut nicht aufgerissen hatten. »Ich weiß nicht«, sagte die Verfasserin des Briefes, »was mich darauf gebracht hat, zu glauben, daß der Ring irgend etwas mit der Sache zu tun hätte, aber das Ding war mir unangenehm, und mehrere Monate lang trug ich ihn nicht mehr, bis ich ihn bei einem Besuch wieder anlegte.« Um die Sache kurz zu machen: Das gleiche geschah, und die Lady beendete die Angelegenheit für alle Zeiten, indem sie ihren Ring in die heißeste Ecke des Herdes fallen ließ. Diese merkwürdige Geschichte, die ich für wahr halte, ist vielleicht gar nicht so übernatürlich, wie sie scheint. Es ist bekannt, daß in manchen Fällen ein tiefer, psychischer Eindruck sehr wohl einen physischen Effekt haben kann. Daher ist es vorstellbar, daß ein lebhafter Alptraum mit der Vorstellung, gebissen zu werden, den Abdruck eines Bisses hervorrufen kann. Solche Fälle sind in medizinischen Berichten belegt. Der zweite Vorfall würde natürlich durch unbewußte Erinnerung an den ersten entstehen. Nichtsdestoweniger ist es ein interessantes kleines Problem, egal, ob nun psychischer oder physischer Natur.

Ein letztes Wort, bevor ich diese Notizen zu meiner Phantasiefigur abschließe. Nicht jedermann ist es vergönnt zu sehen, wie das Kind seines Geistes von dem Genie eines großen, einfühlenden Künstlers zum Leben

erweckt wird, aber dieses große Glück wurde mir zu-
teil, als Mr. Gillette seine Aufmerksamkeit und sein Ta-
lent darauf verwendete, Holmes auf die Bühne zu
bringen. Ich kann meine Bemerkungen nicht passen-
der beenden, als mit meinem Dank an den Mann, der
eine Figur aus dünner Luft in ein absolut überzeugen-
des menschliches Wesen verwandelt hat.

Das Geheimnis um Onkel Jeremy's Haushalt

I

Ich habe ein ziemlich wechselhaftes Leben geführt, und der Zufall wollte es, daß ich in seinem Verlaufe mehrere ungewöhnliche Erfahrungen machen mußte. Es gibt da eine Episode, die so unübertroffen merkwürdig ist, daß sie, wenn ich zurückblicke, alle anderen zur Bedeutungslosigkeit degradiert. Drohend taucht sie aus den Nebeln der Vergangenheit auf, düster und phantastisch, und überschattet die ereignislosen Jahre, die ihr vorangingen, und auch jene, die ihr folgten.

Es ist eine Geschichte, die ich nicht oft erzählt habe. Wenige, die mich kennen, haben die Tatsachen aus meinem Mund gehört. Von denen bin ich von Zeit zu Zeit gebeten worden, sie einer Schar von Freunden zu erzählen, aber ich habe es stets abgelehnt, denn ich habe nicht die Absicht, mir den Ruf eines Amateur-Münchhausen zu verschaffen. Allerdings habe ich mich ihren Wünschen insoweit gebeugt, daß ich diese schriftliche Erklärung der Fakten im Zusammenhang mit meinem Besuch in Dunkelthwaite aufzeichne.

Dies ist John Thurstons erster Brief an mich. Er ist datiert im April 1862. Ich nehme ihn aus meinem Schreibtisch und kopiere ihn wörtlich:

MEIN LIEBER LAWRENCE,
wenn Du um meine tiefe Einsamkeit und vollkommene Langeweile wüßtest, dann hättest du sicher Mitleid und kämest zu mir, um meine Abgeschiedenheit mit mir zu

teilen. Du hast oftmals vage Versprechungen gemacht, Dunkelthwaite zu besuchen und dir die Yorkshire Fells anzusehen. Welcher Zeitpunkt könnte besser sein als der jetzige? Natürlich weiß ich, daß du hart arbeitest, aber da du nicht eigentlich Vorlesungen besuchst, kannst du hier genausogut lesen wie in der Baker Street. Sei ein netter Junge, pack Deine Bücher zusammen, und komm her! Wir haben ein nettes, kleines Zimmer mit einem Schreibtisch und einem Lehnstuhl, die für Deine Studien genau richtig sind. Laß mich wissen, wann wir Dich erwarten dürfen.

Wenn ich sage, daß ich einsam bin, meine ich damit nicht, daß es in diesem Haus an Menschen mangelt. Wir sind ganz im Gegenteil ein eher großer Haushalt. Zuallererst ist da natürlich der arme Onkel Jeremy, geschwätzig und schwachsinnig, der in seinen schiefen Filzpantoffeln herumschlurft und – wie es seine Gewohnheit ist – zahllose böse Verse schmiedet. Ich glaube, ich habe Dir bei unserem letzten Treffen von diesem seinem Charakterzug erzählt. Dieser hat ein solches Ausmaß angenommen, daß er einen Sekretär beschäftigt, dessen einzige Aufgabe es ist, diese Ergüsse aufzuschreiben und zu erhalten. Dieser Bursche, der Copperthorne heißt, ist für den alten Mann so wichtig geworden wie seine Narrenkappe oder sein »Universal Rhyming Dictionary«. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mir selbst viel aus ihm mache, aber ich habe auch immer schon Caesars Vorurteil gegenüber hageren Männern geteilt – obwohl, nebenbei bemerkt, der kleine Julius selbst eher dazu neigte, wenn wir den Münzen glauben dürfen. Dann haben wir da noch die beiden Kinder von meinem Onkel Samuel, die von Jeremy adoptiert wurden – es waren drei, aber eines ist

den Weg alles Fleischlichen gegangen –, und ihre Gouvernante, eine elegante Brünnette mit indischem Blut in den Adern. Neben all diesen Leuten gibt es noch drei Dienstmädchen und den alten Diener. Wie Du siehst, haben wir an diesem abgelegenen Ort unsere kleine Welt. Trotz alledem, mein lieber Hugh, sehne ich mich nach einem bekannten Gesicht und einem gleichgesinnten Gefährten. Ich selbst bin ebenfalls tief in die Chemie abgetaucht, so daß ich Deine Studien nicht stören würde. Schreibe umgehend an Deinen isolierten Freund,

JOHN H. THURSTON

Als ich diesen Brief erhielt, wohnte ich in London und arbeitete hart für das Abschlußexamen, das mich zu einem qualifizierten Mediziner machen sollte. Thurston und ich waren in Cambridge enge Freunde gewesen, bevor ich das Studium der Medizin aufnahm, und mein Wunsch, ihn wiederzusehen, war groß. Andererseits hatte ich Angst, daß meine Studien trotz seiner Versicherungen unter der Veränderung leiden würden. Ich malte mir den kindischen, alten Mann aus, den hageren Sekretär, die elegante Gouvernante, die beiden Kinder, wahrscheinlich laut und verwöhnt, und ich kam zu dem Schluß, daß es nur sehr wenig Platz für stilles Leben gäbe, wenn wir alle in dem Landhaus eingepfercht wären. Nach zwei Tagen des Nachsinnens hatte ich mich fast entschlossen, die Einladung abzulehnen, als ich einen weiteren Brief aus Yorkshire bekam, der sogar noch drängender war als der erste.

»Wir warten mit jeder Post darauf, von Dir zu hören«, sagte mein Freund, »und es gibt kein Klopfen, bei dem ich nicht denke, daß es ein Telegramm ist, das Deinen Zug ankündigt. Dein Zimmer ist fertig, und

ich glaube, Du wirst es behaglich finden. Onkel Jeremy läßt Dir ausrichten, wie überaus glücklich er sein würde, Dich zu sehen. Er hätte Dir geschrieben, aber er ist von einem großen, epischen Gedicht von knapp fünftausend Zeilen völlig in Anspruch genommen, und er verbringt seine Lage damit, durch die Zimmer zu traben, während Copperthorne steifbeinig hinter ihm herstakst wie das Monstrum aus Frankenstein, mit Notizbuch und Stift, und hastig die weisen Worte festhält, wenn sie ihm über die Lippen kommen. Übrigens, ich glaube, ich habe Dir gegenüber die brünette Gouvernante erwähnt. Ich könnte sie Dir vielleicht als Köder vorwerfen, falls Du Dir Deine Vorliebe für ethnologische Studien bewahrt hast. Sie ist das Kind eines indischen Häuptlings, dessen Frau Engländerin war. Er wurde bei einem Aufstand getötet, als er gegen uns kämpfte, und da die Regierung seinen Besitz beschlagnahmte, blieb seine Tochter, damals war sie fünfzehn, beinah mittellos zurück. Wie es scheint, hat irgendein wohlthätiger deutscher Kaufmann sie in Kalkutta adoptiert und zusammen mit seiner eigenen Tochter nach Europa herübergeholt. Diese ist gestorben, und da hat Mrs. Warrender – wie wir sie nach ihrer Mutter nennen – auf die Anzeige des Onkels geantwortet. Und da ist sie nun. Nun, mein lieber Junge, zögere nicht, Dich auf den Weg zu machen, sondern komm sofort.«

Es gab andere Dinge in diesem zweiten Brief, die mich davon abhalten, ihn vollständig zu zitieren.

Es gab keine Möglichkeit, der hartnäckigen Forderung meines alten Freundes zu widerstehen, und so packte ich mit einigem innerlichen Murren eilig meine Bücher zusammen, und nachdem ich noch in der Nacht

telegraphiert hatte, machte ich mich gleich am nächsten Morgen auf den Weg nach Yorkshire. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß es ein erbärmlicher Tag war und daß mir die Reise unendlich lang zu sein schien, als ich in die Ecke der zugigen Kutsche gedrängt saß und in meinem Kopf verschiedene chirurgische und medizinische Probleme kreisten. Man hatte mich bereits während darauf hingewiesen, daß die kleine Zwischenstation in Ingleton, knapp fünfzehn Minuten von Carnforth entfernt, die meinem Ziel am nächsten gelegene wäre, und als ich gerade dort ausstieg, kam John Thurston schon mit einem hochbeinigen Dogcart die Landstraße heruntergejagt. Als er mich sah, schlug er begeistert seine Peitsche, und nachdem er sein Pferd mit einem Ruck zum Stehen gebracht hatte, sprang er auf die Plattform herunter.

»Mein lieber Hugh«, rief er. »Ich bin so erfreut, dich zu sehen! Es ist so nett von dir, daß du gekommen bist!« Er drückte mir die Hand, bis mein Arm schmerzte.

»Ich fürchte, daß du jetzt, wo ich da bin, feststellen wirst, daß ich eine schlechte Gesellschaft bin«, antwortete ich. »Ich stecke bis zum Hals in Arbeit.«

»Natürlich, natürlich«, sagte er auf seine gutmütige Art. »Damit habe ich gerechnet. Wir werden noch genügend Zeit zum Tratschen haben. Es ist eine längere Fahrt, und dir muß furchtbar kalt sein, also machen wir uns am besten gleich auf den Heimweg.«

Wir jagten über die staubige Straße davon.

»Ich glaube, dein Zimmer wird dir gefallen«, bemerkte mein Freund. »Du wirst dich gleich wie zu Hause fühlen. Du weißt, daß ich selbst Dunkelthwaite nicht oft besuche, und ich fange gerade erst an, mich einzu-

richten und mein Laboratorium in Betrieb zu nehmen. Ich bin seit vierzehn Tagen hier. Es ist ein offenes Geheimnis, daß ich in Onkel Jeremys Testament eine herausragende Stellung einnehme, so daß mein Vater es für nur recht und billig hielt, daß ich artig sein und herkommen sollte. Unter den gegebenen Umständen kann ich kaum weniger tun, als mich hin und wieder ein bißchen anzustrengen.«

»Sicher nicht«, sagte ich.

»Und außerdem ist er ein guter, alter Knabe. Du wirst deinen Spaß an unserem Haushalt haben. Eine Prinzessin als Gouvernante – hört sich gut an, oder? Ich glaube, unser unerschütterlicher Sekretär versucht schon, sich an sie heranzumachen. Schlag deinen Mantelkragen hoch. Der Wind ist sehr scharf.«

Die Straße verlief über eine Reihe von flachen, öden Hügeln, die bar jeder Vegetation waren, sah man von vereinzelt Stechginsterbüschen und einer dünnen Decke aus steifem, drahtigem Gras ab, welches einer verstreuten Herde von hageren, hungrig wirkenden Schafen als Nahrung diente. Abwechselnd tauchten wir in eine Senke ein oder stiegen zum Gipfel einer Anhöhe auf, von der aus wir sehen konnten, wie sich die Straße als schmale, weiße Spur über eine Reihe von Hügeln hinwegschlängelte. Hier und da wurde die Eintönigkeit der Landschaft von steilen, zerklüfteten Böschungen aufgebrochen, aus denen der graue Granit grimmig herauslugte, als wäre die Natur so schlimm verwundet, daß ihre ausgezehrten Knochen aus ihrer Hülle hervortraten. In der Ferne lag eine Kette von Bergen, aus deren Mitte eine erhabene Spitze hervorschoß, kokett in einen Wolkenkranz gehüllt, der das rötliche Licht der untergehenden Sonne reflektierte.

»Das ist Ingleborough«, sagte mein Begleiter und deutete mit der Peitsche auf den Berg. »Und dies sind die Yorkshire Fells. Du wirst in ganz England keinen wilderen, öderen Ort finden. Sie bringen einen guten Menschenschlag hervor. Die ruppige Bürgerwehr, welche die schottische Ritterschaft in der Standartenschlacht geschlagen hat, stammte aus diesem Teil des Landes. Spring ab, alter Freund, und öffne das Tor.«

Wir hatten an einer Stelle angehalten, an der eine lange, moosbewachsene Mauer parallel zur Straße verlief. Sie war durchbrochen von einem klapprigen Eisentor, flankiert von zwei Pfeilern, auf deren Spitzen steinerne Gestalten saßen, die anscheinend eine Art Wappentier darstellen sollten, jedoch von Wind und Regen zu formlosen Blöcken verwandelt waren. Ein verfallenes Cottage, das früher einmal als Pförtnerloge gedient haben mochte, stand auf einer Seite. Ich stieß das Tor auf, und wir fuhren eine lange, gewundene Allee entlang, grasbewachsen und uneben, aber gesäumt von großartigen Eichen, die ihre Äste so dicht über uns ausbreiteten, daß das abendliche Zwielflicht sich plötzlich in Dunkelheit verwandelte.

»Ich fürchte, unsere Allee wird dich nicht sehr beeindrucken«, sagte Thurston mit einem Lachen. »Es ist eine Marotte des alten Mannes, die Natur in allem gewähren zu lassen. Hier sind wir endlich in Dunkelthwaite.«

Während er das sagte, schwenkte er um eine Kurve in der Allee, an der eine ehrwürdige Eiche stand, die hoch über die anderen herausragte, und kam zu einem großen, quadratischen, weißgestrichenen Haus mit einem Rasen davor. Der untere Teil des Hauses lag im Schatten, aber oben am Dach schimmerten eine Reihe

von blutunterlaufenen Fenstern zur untergehenden Sonne hinaus. Bei dem Geräusch, das die Räder machten, kam ein alter Mann in Livree herausgelaufen und packte den Kopf des Pferdes, als wir anhielten.

»Du kannst sie wegbringen, Elijah«, sagte mein Freund, als wir heruntersprangen. »Hugh, laß mich dir Onkel Jeremy vorstellen.«

»Wie geht's? Wie steht's?« rief eine keuchende, überdrehte Stimme, und als ich meinen Blick hob, sah ich einen kleinen, rotgesichtigen Mann, der im Portal stand und auf uns wartete. Er trug nach Mode von Pope und anderen Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts ein Leinentuch um seinen Kopf gewickelt und zeichnete sich außerdem durch ein Paar enorme Hausschuhe aus. Diese standen in einem so merkwürdigen Gegensatz zu seinen Storchenbeinen, daß es aussah, als trüge er Schneeschuhe, eine Ähnlichkeit, die noch von dem Umstand verstärkt wurde, daß er dazu neigte, seine Füße über den Boden schlurfen zu lassen, um nicht die Gewalt über dies sperrige Beiwerk zu verlieren.

»Sie müssen müde sein, Sir. Ja, und kalt muß Ihnen auch sein, Sir«, sagte er auf seltsam fahrig Weise, als er mir die Hand schüttelte. »Wir müssen Ihnen gegenüber gastfreundlich sein, jawohl, das müssen wir. Gastfreundschaft ist eine Tugend der Alten Welt, die wir uns bewahrt haben. Warten Sie, wie waren noch diese Zeilen? ›Bereit und stark der Yorkshire-Arm, doch, oh, das Yorkshire-Herz ist warm.< Hübsch und markig, Sir. Das ist aus einem meiner Gedichte. Welches Gedicht ist es, Copperthorne?«

»Die Plünderung von Borrodaile«, sagte eine Stimme hinter ihm, und ein großer, langgesichtiger Mann

trat nach vorn in den Lichtkegel, den die Lampe über dem Portal warf. John stellte uns vor, und ich erinnere mich, daß seine Hand kalt und unangenehm klamm war, als ich sie schüttelte.

Nachdem diese Zeremonie vorüber war, zeigte mir mein Freund den Weg zu meinem Zimmer, wobei wir durch viele Gänge und Korridore kamen, die durch altmodische und ungleichmäßige Treppen verbunden waren. Im Vorübergehen bemerkte ich die dicken Wände und merkwürdigen Schrägen und Winkel der Decken, die auf geheimnisvolle Zwischenräume hindeuteten. Das Zimmer, das man für mich hergerichtet hatte, stellte sich – wie John gesagt hatte – als freundliches, kleines Studierzimmer mit knisterndem Feuer und gut bestücktem Bücherregal heraus. Als ich meine Hausschuhe anzog, begann ich zu glauben, daß mir am Ende doch Schlimmeres hätte widerfahren können, als dieser Einladung nach Yorkshire zu folgen.

II

Als wir ins Eßzimmer hinuntergingen, hatte sich der Rest des Haushalts schon zum Abendessen versammelt. Onkel Jeremy, der noch immer seinen malerischen Kopfschmuck trug, thronte am Kopfende des Tisches. Neben ihm, zu einer Rechten, saß eine sehr dunkle junge Frau mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, die mir als Miss Warrender vorgestellt wurde. Neben ihr saßen zwei hübsche Kinder, ein Junge und ein Mädchen, die offensichtlich ihre Schützlinge waren. Ich saß ihr gegenüber, Copperthorne zu meiner Linken, während John seinem Onkel gegenüber saß. Beinahe sehe ich noch den gelben Schein der großen Öllampe vor mir, die Rembrandt-ähnliche Lichter und

Schatten auf den Kreis von Gesichtern warf, von denen einige bald ein so seltsames Interesse an mir zeigen sollten.

Es war eine angenehme Mahlzeit, abgesehen davon, daß die Köstlichkeiten exzellent waren und die lange Reise meinen Appetit angeregt hatte. Onkel Jeremy quoll über vor Anekdoten und Zitaten, entzückt davon, einen neuen Zuhörer gefunden zu haben. Weder Miss Warrender noch Copperthorne sprachen viel, aber alles, was der letztere sagte, zeugte von einem nachdenklichen und gebildeten Mann. Was John betraf, so hatte er so viel über Erinnerungen an das College und die darauffolgenden Ereignisse zu sagen, daß ich fürchte, er hatte ein eher kärgliches Mahl.

Als das Dessert vom Tisch genommen wurde, brachte Miss Warrender die Kinder fort, und Onkel Jeremy zog sich in die Bibliothek zurück, aus der wir das dumpfe Gemurmel seiner Stimme hören konnten, mit der er seinem Sekretär diktierte. Mein alter Freund und ich saßen einige Zeit vor dem Feuer und diskutierten die vielen Dinge, die uns beiden seit unserem letzten Zusammentreffen geschehen waren.

»Und was hältst du von unserem Haushalt?« fragte er schließlich mit einem Lächeln.

Ich antwortete, daß mich das, was ich davon gesehen hatte, ausgesprochen interessierte. »Dein Onkel«, sagte ich, »ist ein echtes Original. Ich mag ihn gern.«

»Ja. Hinter all seinen Eigentümlichkeiten hat er ein warmes Herz. Dein Kommen scheint ihn aufgeheitert zu haben, denn seit dem Tod der kleinen Ethel ist er kaum noch derselbe gewesen. Sie war das jüngste von Onkel Sams Kindern, und sie ist mit den anderen hergekommen, aber vor zwei Monaten hatte sie im Unter-

holz einen Anfall oder etwas Ähnliches. Man fand sie dort am Abend tot in den Büschen liegend. Das war ein schwerer Schlag für den alten Mann.«

»Das muß es doch für Miss Warrender auch gewesen sein?« bemerkte ich.

»Ja. Sie war sehr betrübt. Sie war damals erst ein oder zwei Wochen hier. Sie war an diesem Tag hinüber nach Kirkby Lonsdale gefahren, um etwas einzukaufen.«

»Es hat mich sehr interessiert«, sagte ich, »was du mir von ihr erzählt hast. Ich hoffe doch, du hast mich damit nicht aufgezo-gen?«

»Nein, nein. Es ist alles wahr wie das Evangelium. Ihr Vater war Achmet Genghis Khan, ein halbwegs unabhängiger Häuptling irgendwo in den Zentralprovinzen. Er war trotz seiner christlichen Frau so etwas wie ein heidnischer Fanatiker, war dick befreundet mit dem Nana und hat sich auf die Cawnpore-Sache eingelassen, so daß ihm die Regierung kräftig aufs Dach gestiegen ist.«

»Sie muß eine wichtige Frau gewesen sein, bevor sie ihren Stamm verlassen hat«, sagte ich. »Welcher Religion hängt sie an? Ergreift sie Partei für ihren Vater oder ihre Mutter?«

»Bedränge sie niemals mit dieser Frage«, antwortete mein Freund. »Unter uns gesagt, glaube ich nicht, daß sie besonders orthodox ist. Ihre Mutter muß eine gute Frau gewesen sein, und abgesehen vom Englischunterricht, ist sie außerdem eine gute Französischlehrerin, und sie spielt auch ganz bemerkenswert. Na, da ist sie ja schon.«

Als er sprach, hörte man den Klang eines Pianos aus dem Nebenzimmer, und einen Moment lang hörten wir

zu. Zuerst schlug sie einige einzelne Noten an, als wäre sie unsicher, wie sie weitermachen sollte. Dann gab es eine Reihe von klangvollen Akkorden und schmerzhaften Mißklängen, bis aus dem Chaos plötzlich ein seltsam barbarischer Marsch heranschwellte, mit dem Schmettern einer Trompete und dem Krachen eines Beckens. Lauter und lauter dröhnte es immer weiter in einem Aufruhr wilder Melodie und erstarb ein weiteres Mal in den fahrigen Akkorden, die ihr vorangegangen waren. Dann hörten wir das Geräusch eines Pianos, das geschlossen wurde, und die Musik war zu Ende.

»Das macht sie jede Nacht«, bemerkte mein Freund. »Ich schätze, es ist irgendeine Erinnerung an Indien. Malerisch, findest du nicht? Aber bleib nicht länger hier, als du möchtest. Dein Zimmer wartet auf dich, wann immer du studieren willst.«

Ich nahm meinen Gefährten beim Wort und ließ ihn mit seinem Onkel und Copperthorne allein, während ich nach oben ging und zwei Stunden lang über Rechtsmedizin las. Ich hatte mir vorgestellt, in dieser Nacht nichts mehr von den Bewohnern von Dunkelthwaite zu sehen, aber ich hatte mich getäuscht, denn ungefähr um zehn Uhr schob Onkel Jeremy sein kleines, rotes Gesicht ins Zimmer hinein.

»Alles zur Zufriedenheit?« fragte er.

»Ausgezeichnet, danke«, antwortete ich.

»Fein. Bleib so. Du schaffst es«, sagte er auf seine sprunghafte Art. »Gute Nacht!«

»Gute Nacht!« antwortete ich.

»Gute Nacht!« sagte eine weitere Stimme vom Gang her, und als ich hinaussah, erblickte ich die hochgewachsene Gestalt des Sekretärs, der dem alten Mann

wie ein langer, dunkler Schatten an den Fersen hinterherschwebte.

Ich ging an meinen Schreibtisch zurück und arbeitete noch eine Stunde, dann ging ich ins Bett und grübelte noch eine Zeitlang vor mich hin, bevor ich über meinen Gedanken an diesen merkwürdigen Haushalt, dessen Mitglied ich geworden war, einschlief.

III

Am Morgen war ich beizeiten aufgestanden und draußen auf dem Rasen, wo ich Miss Warrender fand, die Primeln pflückte und diese zu einem kleinen Strauß für den Frühstückstisch band. Ich trat heran, bevor sie mich sah, und ich konnte nicht anders, als die Geschmeidigkeit ihrer Figur zu bewundern, als sie sich über die Blumen beugte. Jede ihrer Bewegungen war von einer katzenartigen Anmut, die ich nicht erinnere, schon einmal bei irgendeiner Frau gesehen zu haben. Ich erinnerte mich an Thurstons Worte zu dem Eindruck, den sie auf den Sekretär gemacht hatte, und hörte auf, mich darüber zu wundern. Als sie meine Schritte hörte, stand sie auf und wandte mir ihr dunkles, hübsches Gesicht zu.

»Guten Morgen, Miss Warrender«, sagte ich. »Sie sind eine Frühaufsteherin, genau wie ich.«

»Ja«, antwortete sie. »Ich war es schon immer gewohnt, bei Tagesanbruch aufzustehen.«

»Welch ein seltsamer, wilder Ausblick!« bemerkte ich, als ich über die Weite der Hügel sah. »Ich bin fremd in diesem Teil des Landes, genau wie Sie. Wie gefällt es Ihnen hier?«

»Es gefällt mir nicht«, sagte sie freimütig. »Ich verabscheue es. Es ist kalt und kahl und scheußlich. Se-

hen Sie sie an« – sie hielt ihren Strauß Primeln hoch –, »Sie nennen diese Dinger Blumen. Sie haben nicht einmal einen Geruch.«

»Sie sind ein milderer Klima und tropische Vegetation gewöhnt?«

»Oh, dann hat Ihnen Mr. Thurston von mir erzählt«, sagte sie lächelnd. »Ja, ich bin Besseres gewöhnt als dies hier.«

Wir standen nah beieinander, da fiel ein Schatten zwischen uns, und als ich mich umsah, stellte ich fest, daß Copperthorne direkt hinter uns stand. Er hielt mir seine dünne, weiße Hand mit einem verkrampften Lächeln hin.

»Sie scheinen sich ja schon gut zurechtzufinden«, bemerkte er und blickte zwischen meinem Gesicht und dem von Miss Warrender hin und her. »Lassen Sie mich Ihre Blumen für Sie halten, Miss.«

»Nein, danke«, sagte sie kalt. »Ich habe genug gepflückt und gehe wieder hinein.«

Sie stürmte an ihm vorbei und über den Rasen zum Haus. Copperthorne sah ihr mit zweifelndem Blick hinterher.

»Sie sind Student der Medizin, Mr. Lawrence?« sagte er, als er sich mir zuwandte und, während er sprach, mit einem Fuß nervös aufstampfte.

»Ja, das bin ich.«

»Oh, wir haben hier schon von den Medizinstudenten gehört«, rief er mit lauter Stimme und einem leisen, knarrenden Lachen. »Sie sind schreckliche Burschen, nicht wahr? Wir haben schon von ihnen gehört. Gegen sie kann man nichts ausrichten.«

»Ein Student der Medizin, Sir«, antwortete ich, »ist gewöhnlich ein Gentleman.«

»Ganz recht«, sagte er mit veränderter Stimme. »Natürlich habe ich nur einen Spaß gemacht.« Dennoch fiel mir beim Frühstück auf, daß er seine Augen hartnäckig auf mich gerichtet hielt, während Miss Warrender sprach, und wenn ich gelegentlich eine Bemerkung machen konnte, warf er ihr einen flammenden Blick zu, als wollte er in unseren Blicken lesen, was wir voneinander dachten. Es war deutlich zu sehen, daß er ein über das übliche Maß hinausgehendes Interesse an der schönen Gouvernante zeigte, und es schien mir offenbar gleichfalls, daß seine Gefühle keineswegs erwidert wurden.

An diesem Morgen bekamen wir eine Illustration der Natur der einfachen Leute von Yorkshire vorgeführt. Es scheint, daß das Hausmädchen und die Köchin, die zusammen schliefen, in der Nacht von irgend etwas beunruhigt worden waren, das sich in ihren abergläubischen Gemütern zu einem Gespenst verzerrt hatte. Nach dem Frühstück saß ich mit Onkel Jeremy zusammen, der mit Hilfe fortgesetzten Soufflierens seines Sekretärs einige Gedichte aus dem Border rezitierte, als es ein Klopfen an der Tür gab und das Hausmädchen erschien. Ihr dicht auf den Fersen kam die Köchin herein, drall, aber furchtsam, wobei sich die beiden gegenseitig unterstützten und ermutigten. Sie erzählten ihre Geschichte in Strophe und Gegenstrophe wie ein griechischer Chor. Jane sprach, bis sie außer Atem war, dann wurde die Erzählung von der Köchin aufgenommen, diese wiederum von der anderen verdrängt. Vieles von dem, was sie sagten, war für mich aufgrund ihres außergewöhnlichen Dialekts fast unverständlich, aber ich konnte den Hauptfaden ihrer Geschichte erkennen. Es scheint, als wäre die Köchin

am frühen Morgen von etwas geweckt worden, das ihr Gesicht berührt hatte, und als sie hochgeschreckt war, hatte sie gesehen, daß eine schattenhafte Gestalt an ihrem Bett stand, welche gleich darauf geräuschlos aus dem Zimmer geschwebt war. Das Hausmädchen wurde von dem Schrei der Köchin geweckt und behauptete hartnäckig, daß sie das Gespenst gesehen hatte. Kein Kreuzverhör und keinerlei Argumentation konnten sie erschüttern, und es endete damit, daß beide kündigten, was deutlich zeigte, daß sie sich ehrlich fürchteten. Sie schienen über unseren Mangel an Vertrauen ausgesprochen empört zu sein und drängten schließlich aus dem Zimmer hinaus, wo sie Onkel Jeremy wütend, Copperthorne verächtlich und mich selbst äußerst amüsiert zurückließen.

Ich verbrachte beinahe den ganzen zweiten Tag meines Besuches in meinem Zimmer und brachte eine ganze Menge Arbeit hinter mich. Am Abend gingen John und ich mit unseren Gewehren hinunter zum Kaninchengehege. Als wir zurückkamen, erzählte ich John von dem absurden Auftritt der Hausangestellten am Morgen, aber es schien ihm nicht genauso lächerlich vorzukommen wie mir.

»Tatsache ist«, sagte er, »daß man in sehr alten Häusern wie dem unseren, in denen das Holz morsch und verzogen ist, manchmal seltsame Eindrücke bekommt, die den Verstand empfänglich für den Aberglauben machen. Ich habe des Nachts während dieses Aufenthaltes ein oder zwei Dinge gehört, die einen nervösen Menschen vielleicht geängstigt hätten, und um so mehr eine ungebildete Hausangestellte. Natürlich ist die Sache mit den Erscheinungen purer Unsinn,

aber wenn die Phantasie erst einmal angeregt ist, läßt sie sich nicht mehr zügeln.«

»Was hast du denn gehört?« fragte ich interessiert.

»Oh, nichts, das von Wichtigkeit wäre«, antwortete er. »Hier kommen die Kleinen und Miss Warrender. Wir sollten vor ihr nicht über diese Dinge sprechen, sonst wird sie ebenfalls ihre Kündigung einreichen, und das wäre ein Verlust für den Haushalt.«

Sie saß auf einem kleinen Zauntritt, der am Rande des Waldes stand, welcher Dunkelthwaite umgibt, und die beiden Kinder lehnten sich an sie, eines auf jeder Seite, die Hände um ihre Arme geklammert und die rundlichen Gesichter zu ihr aufgerichtet. Es war ein hübsches Bild, und beide blieben wir stehen, um es uns anzusehen. Sie hatte jedoch unser Herannahen gehört, sprang leichtfüßig herab und kam auf uns zu, während die beiden Kleinen ihr auf wackeligen Beinen folgten.

»Sie müssen mir mit dem Gewicht Ihrer Autorität beistehen«, sagte sie zu John. »Diese kleinen Rebellen lieben die Nachtluft und wollen sich nicht überreden lassen, nach drinnen zu kommen.«

»Will nicht kommen«, sagte der Junge mit Entschlossenheit. »Will den Rest von der Geschichte hören.«

»Ja – die 'schichte«, stammelte die Jüngere.

»Ihr werdet den Rest der Geschichte morgen hören, wenn ihr brav seid. Das hier ist Mr. Lawrence, der ist Doktor – er wird euch sagen, wie schlecht es für kleine Jungen und Mädchen ist, draußen zu sein, wenn der Tau fällt.«

»Ihr habt also eine Geschichte gehört?« fragte John, als wir gemeinsam weitergingen.

»Ja – eine gute Geschichte!« sagte der kleine Bursche enthusiastisch. »Onkel Jeremy erzählt uns Geschichten, aber das sind Gedichte, und die sind überhaupt nicht so schön wie Miss Warrenders Geschichten. Diese war über Elefanten –«

»Und Tiger – und Gold –«, sagte die andere.

»Ja, und Kriege und Schlachten und den König der Cheroots –«

»Rajpoots, mein Schatz«, sagte die Gouvernante.

»Und die verstreuten Stämme, die sich untereinander durch Zeichen erkennen, und den Mann, der im Wald ermordet wurde. Warum läßt du dir nicht eine Geschichte erzählen, Cousin John?«

»Tatsächlich, Miss Warrender, Sie haben unsere Neugier geweckt«, sagte mein Gefährte. »Sie müssen uns von diesen Wundern erzählen.«

»Sie würden Ihnen ziemlich dumm vorkommen«, antwortete sie mit einem Lachen. »Es sind nur ein paar Erinnerungen aus meinem früheren Leben.«

Als wir den Pfad entlangspazierten, welcher durch den Wald führte, trafen wir Copperthorne, der aus der anderen Richtung kam.

»Ich habe nach Ihnen allen gesucht«, sagte er in einem unbeholfenen Versuch von Herzlichkeit. »Ich wollte Ihnen sagen, daß es Zeit zum Abendessen ist.«

»Das haben wir auf unseren Uhren gesehen«, sagte John eher ungnädig, wie ich fand.

»Und Sie haben alle zusammen Kaninchen gejagt?« fuhr der Sekretär fort, als er neben uns einherstolzerte.

»Nicht alle«, antwortete ich. »Wir haben Miss Warrender und die Kinder auf unserem Heimweg getroffen.«

»Oh, Miss Warrender hat sich mit Ihnen getroffen, als Sie auf Ihrem Heimweg waren!« sagte er. Diese schnelle Verdrehung meiner Worte zusammen mit seiner höhnischen Art zu sprechen ärgerte mich so sehr, daß ich ihm eine scharfe Erwiderung hätte geben sollen, wären wir nicht in Begleitung der Lady gewesen.

Zufällig richtete ich in diesem Moment meine Augen auf die Gouvernante, und ich sah, wie sie den Sprechenden mit böse funkelnden Augen ansah, die zeigten, daß sie meine Entrüstung teilte. Als ich jedoch noch in derselben Nacht gegen zehn Uhr zufällig aus dem Fenster meines Studierzimmers sah, war ich überrascht, die beiden tief in ein Gespräch versunken im Mondlicht auf und ab gehen zu sehen. Ich weiß nicht, wieso, aber der Anblick störte mich so sehr, daß ich meine Bücher nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen, meine Studien fortzusetzen, beiseite legte und in dieser Nacht die Arbeit aufgab. Gegen elf Uhr sah ich noch einmal hinaus, aber sie waren verschwunden, und kurz darauf hörte ich die schlurfenden Schritte von Onkel Jeremy und den festen, schweren Tritt des Sekretärs, als sie die Treppe hinaufstiegen, die zu ihren Schlafzimmern im Obergeschoß führte.

IV

John Thurston war nie ein besonders aufmerksamer Mensch gewesen, und ich glaube, daß ich nach kaum drei Tagen unter dem Dach seines Onkels mehr von dem wußte, was vor sich ging, als er. Mein Freund widmete sich mit großer Leidenschaft der Chemie, und er verbrachte seine Tage glücklich zwischen Reagenzgläsern und Lösungen, absolut zufrieden, solange er einen geistesverwandten Gefährten zur Hand hatte,

mit dem er über seine Ergebnisse sprechen konnte. Ich selbst hatte schon immer eine Schwäche für das Studium und die Analyse des menschlichen Charakters, und ich fand viel Interessantes in dem Mikrokosmos, der mich umgab. Tatsächlich versank ich so tief in meinen Beobachtungen, daß meine Studien wohl ziemlich darunter gelitten haben.

Zuerst einmal entdeckte ich zweifelsfrei, daß der wahre Herr über Dunkelthwaite nicht Onkel Jeremy, sondern Onkel Jeremys Sekretär war. Mein medizinischer Instinkt sagte mir, daß die allesverschlingende Liebe zur Lyrik, die in den jungen Jahren des alten Mannes nichts weiter als eine harmlose Verschrobenheit gewesen war, sich jetzt zu einer völligen Monomanie entwickelt hatte, die jedes andere Thema aus seinen Gedanken verbannte. Copperthorne, der seinem Arbeitgeber in diesem einen Punkt seinen Willen ließ, bis er sich ihm unentbehrlich gemacht hatte, war es gelungen, in allem anderen vollkommene Macht über ihn zu bekommen. Ohne gefragt oder kontrolliert zu werden, regelte er seine Geldangelegenheiten und die Vorgänge im Haus. Er hatte allerdings genug Verstand, seinen Einfluß nur so weit auszudehnen, daß es niemandem übel aufstieß und daher keine Gegenwehr hervorrief. Mein Freund, der mit seinen Destillationen und Analysen beschäftigt war, durfte niemals merken, daß er in diesem Haus ein Nichts war.

Ich habe bereits meiner Überzeugung Ausdruck verliehen, daß Copperthorne zärtliche Gefühle für die Gouvernante empfand, sie auf diese Avancen aber keineswegs einging. Nach ein paar Tagen kam mir jedoch der Gedanke, daß neben dieser unerwiderten Zuneigung irgendein anderer Zusammenhang bestand, der

das Paar miteinander verband. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß er ihr gegenüber eine Miene annahm, die man nur als autoritär bezeichnen kann. Außerdem beobachtete ich zwei- oder dreimal, wie sie in den frühen Nachtstunden über den Rasen schritten und sich ernsthaft unterhielten. Ich konnte nicht erraten, welches gegenseitige Einvernehmen zwischen ihnen bestand, und dieses Geheimnis weckte meine Neugier.

Es ist sprichwörtlich einfach, sich in einem Landhaus zu verlieben, aber ich bin von meiner Natur her niemals sentimental gewesen, und mein Urteil war nicht von solcherart Gefühlen Miss Warrender gegenüber verfälscht. Im Gegenteil bemühte ich mich, sie zu untersuchen, wie es ein Entomologe mit einem Exemplar tun würde, kritisch, aber ohne Vorurteil. Für dieses Objekt arrangierte ich meine Studien so, daß ich Zeit hatte, wenn sie mit den Kindern ins Freie ging, so daß wir oft zusammen spazieren gingen und ich einen tiefen Einblick in ihren Charakter bekam.

Sie war ziemlich belesen und besaß sowohl die flüchtige Kenntnis mehrerer Sprachen als auch eine große, natürliche Liebe zur Musik. Unter diesem Farnier von Kultur fand sich dennoch in ihrem Wesen ein beträchtlicher Schuß Wildheit. Im Verlauf ihrer Konversation ließ sie dann hin und wieder eine Bemerkung fallen, die mich mit ihren primitiven Schlußfolgerungen und ihrer Mißachtung der Konventionen unserer Zivilisation beinahe verblüffte. Ich konnte mich jedoch schwerlich darüber wundern, wenn ich bedachte, daß sie schon eine Frau gewesen war, bevor sie den wilden Stamm verließ, über den ihr Vater herrschte.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit, die mir als besonders charakteristisch auffiel, in der sich ihre wil-

den, ursprünglichen Lebensgewohnheiten darstellten. Wir gingen die Landstraße entlang und sprachen von Deutschland, wo sie einige Monate zugebracht hatte, als sie plötzlich innehielt und ihre Finger auf die Lippen legte. »Leihen Sie mir Ihren Stock!« sagte sie flüsternd. Ich gab ihn ihr, und umgehend stürzte sie zu meiner Überraschung leicht und geräuschlos durch einen Spalt in der Hecke, bückte sich und kroch flink im Schutz eines kleinen Hügels voran. Noch immer suchte ich erstaunt nach ihr, als sich plötzlich ein Kaninchen vor ihr aufrichtete und sich hastig davonmachte. Sie schleuderte den Stock nach ihm, aber das Tier konnte flüchten, obwohl es einen Lauf hinter sich herzog.

Frohlockend und mit schwerem Atem kam sie zu mir zurück. »Ich habe gesehen, wie es sich im Gras bewegte«, sagte sie. »Ich habe es getroffen.«

»Ja, Sie haben es getroffen. Sie haben ihm das Bein gebrochen«, sagte ich ein wenig kühl.

»Sie haben ihm weh getan«, rief der kleine Junge betrübt.

»Armes, kleines Tier!« stieß sie mit einem plötzlichen Wandel ihres ganzen Wesens hervor. »Es tut mir leid, daß ich es verletzt habe.« Dieser Vorfall schien sie vollkommen niedergeschlagen zu haben, und während unseres restlichen Spazierganges sprach sie nur wenig. Ich für meinen Teil konnte es ihr nicht übelnehmen. Es war offensichtlich ein Ausbruch des alten, räuberischen Instinktes der Wilden, obwohl er bei einer modisch gekleideten, jungen Dame auf einer englischen Hauptstraße irgendwie unpassend wirkte.

John Thurston ließ mich eines Tages, als sie fort war, einen Blick in ihr privates Wohnzimmer werfen. Sie hatte tausenderlei kleinen indischen Schnick-

schnack, der zeigte, daß sie schwerbeladen aus ihrem Heimatland gekommen war. Auf amüsante Weise zeigte sich hier ihre orientalische Vorliebe für helle Farben. Sie war hinunter zum Marktflecken gegangen und hatte zahlreiche Blätter von rosafarbenem und blauem Papier gekauft und diese in Stücken auf der düsteren Tapete befestigt, welche die Wand vorher bedeckt hatte. Sie hatte auch etwas Lametta, das sie an den auffälligsten Stellen befestigt hatte. Im ganzen war der Effekt auf lächerliche Weise grell und schreiend, und dennoch schien mir in diesem Versuch, den Glanz der Tropen in dem kalten englischen Wohnhaus zu reproduzieren, ein Hauch von Pathos zu liegen.

Während der ersten Tage meines Besuches hatte das merkwürdige Verhältnis zwischen Miss Warrender und dem Sekretär nur meine Neugier geweckt, aber als die Wochen vergingen und ich mich immer mehr für die schöne Anglo-Inderin interessierte, nahm ein tieferes und persönlicheres Gefühl von mir Besitz. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, welche Verbindung zwischen ihnen bestehen mochte. Wie war es möglich, daß sie trotz jedes Anzeichens dafür, daß sie seine Gesellschaft verabscheute, nach Einbruch der Nacht mit ihm allein spazierenging? War es möglich, daß der Widerwille ihm gegenüber, den sie vor anderen zeigte, eine Tarnung ihrer wahren Gefühle darstellte? Eine solche Vermutung schien eine tiefgreifende Verstellung ihrer Natur einzuschließen, die kaum mit ihren aufrichtigen Augen und den scharfgeschnittenen, stolzen Zügen zusammenpaßte. Und dennoch, welche andere Hypothese konnte die Macht erklären, die er mit Sicherheit über sie hatte?

Diese Macht zeigte sich in vielerlei Hinsicht, wurde jedoch so still und ruhig ausgeübt, daß nur ein aufmerksamer Betrachter wissen konnte, daß sie existierte. Ich habe gesehen, wie er ihr einen befehlenden – und, so schien es mir, drohenden – Blick zuwarf, daß ich im nächsten Moment kaum glauben konnte, daß sein weißes, unbewegtes Gesicht zu einem derart intensiven Ausdruck fähig sein sollte. Wenn er sie auf diese Weise ansah, zuckte und zitterte sie, als würde es ihr körperlichen Schmerz zufügen. »Zweifellos«, dachte ich, »ist es Angst und nicht Liebe, die solche Effekte hervorruft.«

Ich war an dieser Frage so sehr interessiert, daß ich mit meinem Freund John darüber sprach. Er war gerade in seinem kleinen Laboratorium und in eine Reihe von Manipulationen und Destillationen vertieft, die in der Herstellung eines übelriechenden Gases endete, das uns beide husten und würgen ließ. Ich nutzte die Gelegenheit unserer erzwungenen Flucht an die frische Luft, um ihn zu ein oder zwei Punkten zu befragen, zu denen ich Informationen brauchte.

»Was sagtest du, wie lange Miss Warrender schon bei deinem Onkel ist?« fragte ich.

John sah mich verschlagen an und schüttelte seinen von Säure verfärbten Finger.

»Du scheinst dich auf wundersame Weise für die Tochter des lang beklagten Achmet Genghis zu interessieren«, sagte er.

»Wem würde es anders gehen?« antwortete ich aufrichtig. »Ich glaube, sie ist eine der romantischsten Persönlichkeiten, die ich jemals kennengelernt habe.«

»Achte auf deine Studien, mein Junge«, sagte John väterlich. »Solche Sachen sind vor einem Examen nicht gut.«

»Sei nicht albern!« protestierte ich. »Jeder, der hört, wie du redest, würde glauben, ich hätte mich in Miss Warrender verliebt. Ich betrachte sie als interessantes psychologisches Problem, weiter nichts.«

»Ganz recht – ein interessantes psychologisches Problem, weiter nichts.«

John schien noch etwas von dem Nebel des Gases in seinem Blut zu haben, denn sein Benehmen war zweifellos irritierend.

»Um zu meiner ursprünglichen Frage zurückzukehren«, sagte ich. »Wie lange ist sie schon hier?«

»Etwa zehn Wochen.«

»Und Copperthorne?«

»Über zwei Jahre.«

»Glaubst du, daß sie sich vorher gekannt haben könnten?«

»Unmöglich!« sagte John mit Entschiedenheit. »Sie kam aus Deutschland. Ich habe den Brief des alten Kaufmannes gesehen, in dem er von ihrem bisherigen Leben berichtet. Copperthorne war bis auf zwei Jahre in Cambridge immer in Yorkshire. Er mußte die Universität in Ungnade verlassen.«

»Weshalb in Ungnade?«

»Weiß nicht«, antwortete John. »Sie bewahren Stillschweigen darüber. Ich schätze, daß Onkel Jeremy es weiß. Es gefällt ihm, Halunken aufzunehmen und ihnen etwas zu geben, was er ›einen neuen Anfang‹ nennt. Einige davon werden ihm eines Tages noch eine Überraschung bereiten.«

»Und Copperthorne und Miss Warrender waren sich also bis zu den letzten Wochen völlig fremd?«

»Ganz recht. Und jetzt, glaube ich, können wir wieder zurückgehen und uns das Sediment ansehen.«

»Vergiß das Sediment«, rief ich und hielt ihn zurück. »Es gibt noch mehr, über das ich mit dir reden möchte. Wenn die beiden sich erst seit so kurzer Zeit kennen, wie kann er dann seine Macht über sie bekommen haben?«

John starrte mich mit aufgerissenen Augen an.

»Seine Macht?« sagte er.

»Ja, die Macht, die er über sie ausübt.«

»Mein lieber Hugh«, sagte mein Freund ernst. »Es ist nicht meine Angewohnheit, die Heilige Schrift zu zitieren, aber es gibt eine Stelle, die mir unweigerlich in den Sinn kommt, und das ist: ›Vieles Lernen hat dich wirr gemacht.‹ Du hast zuviel gelesen.«

»Willst du mir sagen«, rief ich, »daß du noch niemals beobachtet hast, daß es zwischen der Gouvernante deines Onkels und seinem Sekretär ein geheimes Einvernehmen gibt?«

»Versuch es mit Kaliumbromid«, sagte John. »In Zwanzig-Gran-Dosen ist es äußerst beruhigend.«

»Versuch es mit einer Brille«, gab ich zurück. »Du kannst sie mit Sicherheit gebrauchen«, womit ich auf dem Absatz kehrtmachte und ihn äußerst aufgebracht zurückließ. Ich war kaum zehn Meter den Kiesweg im Garten hinuntergegangen, als ich das Paar sah, von dem wir gerade gesprochen hatten. Sie waren ein kleines Stück weit entfernt, sie lehnte sich gegen die Sonnenuhr, und er stand vor ihr und sprach ernsthaft und mit gelegentlichen ruckartigen Gesten. Mit seiner hochgewachsenen, ausgemergelten Gestalt, die sie

überragte, und den spasmodischen Bewegungen seiner Arme hätte er ebensogut eine große Fledermaus sein können, die über ihrem Opfer flatterte. Ich erinnere mich daran, daß dies der Vergleich war, der mir damals in den Sinn kam, vielleicht noch verstärkt durch den Ausdruck von Widerwillen und Angst, der mir in jeder Kurve ihrer schönen Figur zu liegen schien.

Das kleine Bild war eine so gelungene Illustration zu der Predigt, die ich gehalten hatte, daß ich schon halbwegs überlegte, wieder zurück ins Laboratorium, zu gehen und den ungläubigen John als Zeugen herauszuholen. Bevor ich jedoch Zeit hatte, eine Entscheidung zu treffen, entdeckte Copperthorne mich, wandte sich ab und schlenderte langsam in die andere Richtung zu den Büschen hinüber, wobei seine Begleiterin neben ihm ging und quer durch die Blumen schnitt, als sie mit ihrem Sonnenschirm daran vorüberging.

Ich ging nach dieser kleinen Episode mit der Absicht in mein Zimmer hinauf, meine Studien voranzutreiben, aber ich konnte tun, was ich wollte: Meine Gedanken wanderten fort von meinen Büchern, um über dieses Rätsel nachzusinnen.

Ich hatte von John erfahren, daß Copperthornes Vorleben nicht eines der besten gewesen war, und dennoch hatte er offenbar enorme Macht über seinen beinahe senilen Arbeitgeber erlangt. Ich konnte diesen Umstand verstehen, wenn ich die unendliche Mühe beobachtete, mit der er sich dem Hobby des alten Mannes widmete, und das vollendete Taktgefühl, mit dem er seine seltsamen lyrischen Marotten ertrug und förderte. Aber wie konnte ich die für mich gleicherma-

ßen offensichtliche Macht erklären, die er über die Gouvernante ausübte? Sie hatte keine Marotten, die ertragen werden mußten. Gegenseitige Liebe konnte vielleicht die Verbindung zwischen beiden erklären, aber mein Instinkt als Mann von Welt und als Beobachter der menschlichen Natur sagte mir überzeugend, daß eine solche Liebe nicht existierte. Wenn nicht Liebe, dann mußte es Angst sein – eine Annahme, die von allem bestätigt wurde, was ich gesehen hatte.

Aber dann – was war in diesen zwei Monaten nur geschehen, daß diese temperamentvolle, dunkeläugige Prinzessin den weißgesichtigen Engländer mit der sanften Stimme und den vornehmen Manieren fürchten mußte? Das war das Problem, das ich mit einer Energie und Ernsthaftigkeit bearbeitete, die meinen Eifer für die Studien in den Schatten stellte und mich über die Schrecken meiner bevorstehenden Prüfung erhaben machte.

Ich wagte es noch am selben Nachmittag, mich mit diesem Thema an Miss Warrender heranzumachen, die ich allein in der Bibliothek antraf, da die beiden kleinen Kinder den Tag im Kindergarten eines benachbarten Gutes verbrachten.

»Sie müssen ziemlich einsam sein, wenn keine Besucher da sind«, bemerkte ich. »Es scheint kein besonders lebhafter Teil des Landes zu sein.«

»Kinder sind immer gute Begleiter«, antwortete sie. »Trotzdem werde ich sowohl Mr. Thornton als auch Sie sehr vermissen, wenn Sie abfahren.«

»Es wird mir leid tun, wenn die Zeit gekommen ist«, sagte ich. »Ich hätte nie gedacht, daß ich diesen Besuch so sehr genießen würde. Dennoch werden Sie

nicht ganz ohne Gesellschaft sein, wenn wir weg sind. Sie werden immer noch Mr. Copperthorne haben.«

»Ja. Wir werden immer noch Mr. Copperthorne haben.« Sie sprach mit müdem Tonfall.

»Er ist ein angenehmer Begleiter«, bemerkte ich. »Ruhig, wohlinformiert und liebenswürdig. Ich wundere mich nicht, daß der alte Mr. Thurston ihn so sehr mag.«

Als ich das sagte, beobachtete ich mein Gegenüber sehr aufmerksam. Eine leichte Röte legte sich auf ihre dunklen Wangen, und sie trommelte mit ihren Fingern ungeduldig auf die Lehne des Sessels.

»Seine Manieren mögen manchmal etwas unterkühlt sein –«, fuhr ich fort, aber sie unterbrach mich und wandte sich mir mit einem wütenden Funkeln in den dunklen Augen zu.

»Warum wollen Sie mit mir über ihn sprechen?« fragte sie.

»Ich bitte um Entschuldigung«, antwortete ich ergeben. »Ich wußte nicht, daß dieses Thema verboten ist.«

»Ich will seinen Namen nicht mehr hören«, rief sie leidenschaftlich. »Ich hasse diesen Namen, und den Mann hasse ich auch. Oh, wenn ich doch nur jemanden hätte, der mich liebt – das heißt, wie die Männer hinter dem Meer in meinem eigenen Land lieben, ich wüßte, was ich ihm sagen würde.«

»Was würden Sie sagen?« fragte ich, erstaunt von diesem seltsamen Ausbruch.

Sie lehnte sich nach vorn, bis ich das schnelle Keuchen ihres Atems in meinem Gesicht spüren konnte.

»Töte Copperthorne«, sagte sie, »das würde ich zu ihm sagen. Töte Copperthorne. Dann kannst du kommen und zu mir von der Liebe sprechen.«

Nichts kann die wilde Intensität beschreiben, mit der sie diese Worte zwischen ihren weißen Zähne hindurchzischte.

Sie sah so giftig aus, als sie sprach, daß ich unweigerlich vor ihr zurückzuckte. Konnte diese Pythia die zurückhaltende, junge Dame sein, die jeden Abend so steif und still an Onkel Jeremys Tisch saß? Ich hatte gehofft, mit meiner Frage einen Einblick in ihren Charakter zu bekommen, aber ich hatte niemals erwartet, einen solchen Geist heraufzubeschwören. Sie muß das Entsetzen und die Überraschung gesehen haben, die mir ins Gesicht geschrieben standen, denn ihr Benehmen veränderte sich, und sie lachte nervös.

»Sie müssen mich wirklich für verrückt halten«, sagte sie. »Sie sehen, daß die indische Erziehung wieder hervorbricht. Dort drüben machen wir keine halben Sachen – entweder lieben oder hassen.«

»Und warum hassen Sie Mr. Copperthorne?« fragte ich.

»Ach, na ja«, antwortete sie mit gedämpfter Stimme. »Vielleicht ist Haß am Ende doch ein zu starkes Wort. Abneigung wäre besser. Es gibt Leute, gegen die man nur eine Antipathie haben kann, auch wenn man keinen genauen Grund dafür geben kann.«

Es war deutlich, daß sie ihren Ausbruch bereute und versuchte, sich herauszureden.

Als ich merkte, daß sie das Thema wechseln wollte, half ich ihr dabei und machte eine Bemerkung über ein Buch mit indischen Drucken, das sie hervorgekommen hatte, bevor ich hereingekommen war, und welches

noch immer auf ihrem Schoß lag. Onkel Jeremys Sammlung war sehr umfassend und besonders reichhaltig an Werken dieser Art.

»Sie sind nicht sehr genau«, sagte sie und blätterte in den vielfarbigen Seiten. »Aber das hier ist gut.« Sie nahm das Bild eines Häuptlings im Kettenpanzer hervor, der einen malerischen Turban auf dem Kopf trug. »Das ist wirklich sehr gut. Mein Vater war so gekleidet, wenn er auf seinem weißen Schlachtroß ritt und die Krieger des Dooab zur Schlacht mit den Feringhees führte. Mein Vater war von ihnen allen erwählt, denn sie wußten, daß Achmet Genghis Khan sowohl ein großer Priester als auch ein großer Krieger war. Die Leute konnten nur von einem erprobten Borka geführt werden. Jetzt ist er tot, und von all denen, die seinem Banner gefolgt waren, gibt es keinen, der nicht vertrieben oder erschlagen wäre, während ich, seine Tochter, Dienerin in einem fremden Land bin.«

»Ohne Zweifel werden Sie eines Tages nach Indien zurückgehen«, sagte ich in einem etwas lahmen Versuch zu trösten.

Einige Augenblicke lang blätterte sie lustlos in den Seiten, ohne zu antworten. Dann stieß sie einen plötzlichen, kurzen Schrei der Freude aus, als sie an einem der Drucke innehielt.

»Sehen Sie hier«, rief sie aufgeregt. »Das ist einer von unseren Wanderern. Er ist ein Bhuttotee. Es ist ihm sehr ähnlich.«

Das Bild, das sie erregte, zeigte einen besonders wenig einladend aussehenden Eingeborenen mit einem kleinen Instrument in einer Hand, das wie eine Miniatur-Spitzhacke aussah, und einem gestreiften Taschentuch oder einer Leinenrolle in der anderen.

»Dieses Taschentuch ist sein Roomal«, sagte sie. »Natürlich würde er weder so offen damit herumlaufen, noch würde er das heilige Beil bei sich tragen, aber in jeder anderen Hinsicht ist er so, wie er sein sollte. Oft bin ich mit einem wie diesem in den mondlosen Nächten draußen gewesen, wenn die Lughaees vor uns lagen und der achtlose Fremde den Pilhaoo zu seiner Linken hörte und nicht verstand, was es zu bedeuten hatte. Ah! Das war ein Leben, das lebenswert war!«

»Und was könnte ein Roomal sein – und der Lughae und der ganze Rest?« fragte ich.

»Oh, das sind indische Begriffe«, antwortete sie mit einem Lachen. »Sie würden sie nicht verstehen.«

»Aber«, sagte ich, »unter diesem Bild steht Dacoit, und ich dachte immer, daß ein Dacoit ein Räuber wäre.«

»Das kommt, weil die Engländer es nicht besser wissen«, bemerkte sie. »Natürlich sind die Dacoits Räuber, aber viele Menschen werden Räuber genannt, obwohl sie eigentlich gar keine sind. Und dieser Mann hier ist ein heiliger Mann und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Guru.«

Sie hatte mir vielleicht ein paar Informationen über indische Bräuche gegeben, denn es war ein Thema, über das sie gerne sprach, aber als ich sie beobachtete, sah ich plötzlich, wie eine Veränderung über ihr Gesicht kam und sie mit starrem Blick zu dem Fenster hinter mir sah. Ich drehte mich um und erkannte das Gesicht des Sekretärs, das verstohlen hinter der Ecke auftauchte. Ich muß gestehen, daß ich selbst bei diesem Anblick erschrocken war, denn bei seiner leichenhaften Blässe hätte es ebenso gut sein können, daß der

Kopf von seinen Schultern abgetrennt war. Er warf das Fenster auf, als er sah, daß er beobachtet wurde.

»Es tut mir leid, Sie zu unterbrechen«, sagte er, als er hereinsah, »aber finden Sie nicht, Miss Warrender, daß es eine Schande ist, an einem so schönen Tag in einem geschlossenen Raum eingesperrt zu sein? Wollen Sie nicht herauskommen und einen Spaziergang machen?«

Obwohl seine Worte liebenswürdig waren, äußerte er sie mit einer schroffen und beinahe bedrohlichen Stimme, so daß sie eher einen Befehl als einen Wunsch darstellten. Die Gouvernante erhob sich und schwebte ohne einen Protest oder eine Bemerkung fort, um ihren Hut aufzusetzen. Es war ein weiteres Beispiel für Copperthornes Gewalt über sie. Als er durch das offene Fenster zu mir hereinsah, spielte ein spöttisches Lächeln um seine dünnen Lippen, als hätte er mich gern mit dieser Vorstellung seiner Macht verhöhnt. Mit der Sonne, die hinter ihm hereinschien, hätte er ebenso gut ein Dämon mit einem Heiligenschein sein können. Einige Augenblicke lang stand er dort und sah mit konzentrierter Bosheit auf seinem Gesicht zu mir herein. Dann hörte ich, wie seine schweren Schritte auf dem Kiesweg scharren, als er zur Tür hinüberging.

V

Die Tage nach dem Gespräch, in dem Miss Warrender ihren Haß gegenüber dem Sekretär gestanden hatte, verliefen ruhig in Dunkelthwaite. Ich hatte mehrere lange Unterhaltungen mit ihr, wenn wir mit den beiden kleinen Kindern in den Wäldern und Feldern umherwanderten, aber weder konnte ich sie jemals wieder

auf das Thema ihres Ausbruches in der Bibliothek bringen, noch erzählte sie mir irgend etwas, das ein Licht auf das Problem werfen konnte, das mich so sehr interessierte. Wann immer ich eine Bemerkung machte, welche vielleicht in diese Richtung führen konnte, antwortete sie mir auf zurückhaltende Weise oder entdeckte plötzlich, daß es höchste Zeit war, die Kinder zurück in den Kindergarten zu bringen, so daß ich daran zweifelte, jemals etwas aus ihrem Munde zu erfahren.

Während dieser Zeit studierte ich sprunghaft und unregelmäßig. Gelegentlich kam der alte Onkel Jeremy mit einer Manuskriptrolle in der Hand in mein Zimmer geschlurft und las mir Auszüge von seinem großen epischen Gedicht vor. Immer wenn ich Gesellschaft brauchte, stattete ich John einen Besuch in seinem Laboratorium ab, und er kam hinauf in mein Zimmer, wenn er einsam war. Manchmal variierte ich die Monotonie meiner Studien, indem ich meine Bücher hinaus in eine Laube im Gesträuch brachte und tagsüber dort arbeitete. Was Copperthorne betraf, so ging ich ihm soweit wie möglich aus dem Weg, und er für seinen Teil schien keineswegs darauf bedacht zu sein, meine Bekanntschaft zu kultivieren.

Eines Tages, etwa in der zweiten Juniwoche, kam John mit einem Telegramm in der Hand und einem Ausdruck von ausgesprochenem Widerwillen auf dem Gesicht zu mir. »Das ist ja eine schöne Geschichte!« rief er. »Mein alter Herr will, daß ich sofort nach London komme und mich mit ihm treffe. Es geht um irgendeine Rechtsangelegenheit, schätze ich. Er hat immer damit gedroht, seine Geschäfte zu regeln, und

jetzt hat er einen Anfall von Energie und will es tatsächlich tun.«

»Ich hoffe, du wirst nicht lange fort sein?« sagte ich.

»Ein oder zwei Wochen vielleicht. Es ist ein ziemliches Ärgernis, denn gerade war ich auf dem besten Wege, dieses Alkaloid herauszufiltern.«

»Du wirst es finden, wenn du wiederkommst«, sagte ich lachend. »Hier gibt es niemanden, der es in deiner Abwesenheit für dich herausfiltern könnte.«

»Am meisten stört mich, daß ich dich hier zurücklassen muß«, fuhr er fort. »Es scheint mir so ungastlich zu sein, einen Freund an einen so einsamen Ort wie diesen zu bitten und dann wegzulaufen und ihn allein zu lassen.«

»Mach dir um mich keine Sorgen«, antwortete ich. »Ich habe zuviel zu tun, als daß ich mich einsam fühlen könnte. Abgesehen davon, habe ich hier Reize gefunden, die ich niemals erwartet hätte. Ich glaube kaum, daß sechs Wochen in meinem Leben jemals schneller vorbeigegangen sind als die letzten.«

»Oh, sie sind schnell vorbeigegangen, nicht wahr?« sagte John und kicherte in sich hinein. Ich bin mir sicher, daß er noch immer dem Irrtum unterlag, daß ich mich hoffnungslos in die Gouvernante verliebt hatte.

Er fuhr an diesem Tag mit dem Frühzug, versprach zu schreiben und uns seine Adresse in der Stadt mitzuteilen, denn er wußte noch nicht, in welchem Hotel sein Vater absteigen würde. Weder hatte ich eine Ahnung, welchen Unterschied diese Kleinigkeit machen, noch was geschehen würde, bis ich meinen Freund wieder zu Gesicht bekommen sollte. Damals war ich keineswegs unglücklich über seine Abfahrt. Es brachte die vier übrigen enger zusammen und schien die Lö-

sung des Problems zu begünstigen, von dem ich feststellte, daß es mich von Tag zu Tag mehr interessierte.

Ungefähr eine Viertelmeile entfernt von dem Haus Dunkelthwaite lag ein weitläufiges Dorf selben Namens, das aus etwa zwanzig bis dreißig schiefergedeckten Landhäusern bestand, mit einer efeubewachsenen Kirche ganz in der Nähe und der unausweichlichen Bierschenke. Am Nachmittag dieses Tages, an dem John uns verließ, gingen Miss Warrender und die beiden Kinder dort hinunter zum Postamt, und ich bot mich an, sie zu begleiten.

Copperthorne hätte die kleine Exkursion gern entweder verhindert oder wäre mit uns gekommen, aber glücklicherweise lag Onkel Jeremy im Kampf mit seinen Kompositionen, und die Dienste seines Sekretärs waren ihm unentbehrlich. Ich erinnere mich, daß es ein angenehmer Spaziergang war, da die Straße gut im Schatten der Bäume lag und die Vögel fröhlich über unseren Köpfen sangen. Wir schlenderten nebeneinanderher und sprachen von vielen Dingen, während der kleine Junge und das Mädchen lachend und herumtollend voranliefen.

Bevor man zum Postamt kommt, muß man an der bereits erwähnten Bierschenke vorbei. Als wir die Dorfstraße hinuntergingen, bemerkten wir eine kleine Gruppe von Leuten, die sich vor diesem Gebäude versammelt hatten. Es waren etwa ein Dutzend zerlumpete Jungen und schlampige Mädchen, mit einigen hutlosen Frauen und ein paar Kunden aus der Bar – wahrscheinlich die größte Versammlung, die sich in dieser stillen Gegend jemals zusammengefunden hatte. Wir konnten nicht sehen, was ihre Neugier erregte, aber

die Kinder tollten voran und kehrten schnell zurück, randvoll mit Informationen.

»Oh, Miss Warrender«, rief Johnnie, als er atemlos und aufgeregt zurückgeschossen kam. »Da ist so ein schwarzer Mann wie die, von denen sie uns die Geschichten erzählen!«

»Ein Zigeuner, nehme ich an«, sagte ich.

»Nein, nein«, sagte Johnnie mit Entschiedenheit. »Er ist schwärzer als das, stimmt's, May?«

»Schwärzer als das«, betete das kleine Mädchen nach.

»Ich schätze, wir sollten lieber hingehen und nachsehen, was dieses wundersame Gespenst ist«, sagte ich.

Während ich sprach, warf ich meiner Begleiterin einen Blick zu. Zu meiner Überraschung war sie sehr blaß, und ihre großen, schwarzen Augen schienen vor unterdrückter Aufregung zu leuchten.

»Geht es Ihnen nicht gut?« fragte ich.

»O ja. Kommen Sie!« rief sie und beschleunigte ihren Schritt. »Kommen Sie!«

Es bot sich unseren Augen ein ausgesprochen seltsamer Anblick, als wir uns dem kleinen Kreis aus Bauern anschlossen. Es erinnerte mich an die Beschreibung des Opium essenden Malayen, den DeQuincey in dem Bauernhaus in Schottland gesehen hatte. Im Zentrum des Kreises einfacher Leute aus Yorkshire stand ein orientalischer Wanderer, groß, geschmeidig und würdevoll, die Kleider aus Leinen fleckig vom Staub, und durch die derben Schuhe hindurch sah man seine braunen Füße. Es war offensichtlich, daß er weit und lange gereist war. Er trug einen schweren Stock in der Hand, auf den er sich stützte, während seine dunklen

Augen gedankenverloren in den Himmel starrten, offenbar gleichgültig gegenüber der Menge um ihn herum. Sein malerisches Gewand mit seinem farbigen Turban und dem dunklen Gesicht hatten vor der prosaischen Umgebung einen merkwürdigen und nicht zu vereinbarenden Effekt.

»Armer Kerl!« sagte Miss Warrender zu mir und sprach mit aufgeregter, keuchender Stimme. »Er ist müde und hungrig, kein Zweifel, und kann nicht erklären, was er will. Ich werde mit ihm sprechen.« Und sie ging zu dem Inder und sagte einige Worte in seinem heimischen Dialekt.

Niemals werde ich den Effekt vergessen, den diese wenigen Silben hervorriefen. Ohne ein Wort fiel der Wanderer mit dem Gesicht auf die staubige Straße und kroch tatsächlich meiner Begleiterin zu Füßen. Ich hatte östliche Formen der Unterwerfung in Gegenwart eines Vorgesetzten gesehen, aber ich hätte niemals geglaubt, daß irgendein Mensch derart tiefe Demut ausdrücken konnte, wie sie in der Haltung dieses Mannes lag.

Miss Warrender sprach erneut mit scharfer, befehlender Stimme, woraufhin er auf die Füße sprang, die Hände ineinandergelegt, die Augen niedergeschlagen, wie ein Sklave in Gegenwart seiner Herrin. Die kleine Menge, die zu glauben schien, daß der plötzliche Fußfall das Vorspiel zu irgendeinem Zaubertrick oder Akrobatentrick war, sah vergnügt und interessiert aus.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, mit den Kindern weiterzugehen und die Briefe bei der Post abzugeben?« sagte die Gouvernante. »Ich würde mit diesem Mann gern ein paar Worte reden.«

Ich fügte mich ihrem Wunsch, und als ich nach einigen Minuten zurückkehrte, unterhielten sich die beiden noch immer. Der Inder schien eine Erzählung seiner Abenteuer zu geben oder die Einzelheiten der Gründe für seine Reise darzustellen, denn er sprach schnell und aufgeregt, mit zitternden Fingern und leuchtenden Augen. Miss Warrender hörte ihm angestrengt zu und gab ein gelegentliches Zucken oder einen Ausruf von sich, der zeigte, wie sehr der Bericht des Mannes sie interessierte.

»Ich muß mich dafür entschuldigen, daß ich sie so lange in der Sonne habe warten lassen«, sagte sie, als sie sich mir schließlich zuwandte. »Wir müssen nach Hause gehen, sonst kommen wir zu spät zum Abendessen.«

Mit einigen Sätzen des Abschieds, die wie Befehle klangen, ließen wir ihren dunkelhäutigen Bekannten auf der Dorfstraße zurück und spazierten mit den Kindern heimwärts.

»Nun?« fragte ich mit verständlicher Neugier, als wir außer Hörweite des Besuchers waren. »Wer ist er, und was ist er?«

»Er kommt aus den Zentralprovinzen, nahe dem Land der Mahrattas. Er ist einer von uns. Es war ein ziemlicher Schock für mich, so unerwartet einen Landsmann zu treffen. Ich bin etwas durcheinander.«

»Das muß für Sie erfreulich gewesen sein«, bemerkte ich.

»Ja, sehr erfreulich«, sagte sie von Herzen.

»Und warum hat er sich dann so zu Boden geworfen?«

»Weil er wußte, daß ich die Tochter des Achmet Genghis Khan bin«, sagte sie stolz.

»Und welcher Zufall hat ihn hierhergebracht?«

»Oh, das ist eine lange Geschichte«, sagte sie gleichgültig. »Er hat das Leben eines Wanderers geführt. Wie dunkel es hier in dieser Allee ist und wie groß die Äste sind, die darüber wachsen! Wenn man auf einen von ihnen klettern würde, könnte man jemandem, der vorübergeht, auf den Rücken springen, und er wüßte erst, daß jemand da war, wenn er die Finger an seinem Hals spürt.«

»Was für eine grauenhafte Vorstellung!« rief ich aus.

»An düsteren Orten bekomme ich immer düstere Gedanken«, sagte sie heiter. »Übrigens, ich möchte, daß Sie mir einen Gefallen tun, Mr. Lawrence.«

»Welchen?« fragte ich.

»Sagen Sie im Haus nichts von diesem, meinem armen Landsmann. Sie könnten glauben, er wäre ein Strolch und ein Vagabund, wissen Sie, und würden befehlen, daß er aus dem Dorf vertrieben wird.«

»Ich bin sicher, daß Mr. Thurston so etwas Rücksichtsloses nicht tun würde.«

»Nein, aber Mr. Copperthorne vielleicht.«

»Ganz wie Sie wünschen«, sagte ich. »Aber die Kinder werden es doch sicher erzählen.«

»Nein, ich glaube nicht«, antwortete sie.

Ich weiß nicht, wie sie es schaffte, ihre kleinen Plappermäuler zu bändigen, aber sie bewahrten zu diesem Punkt tatsächlich Schweigen, und am Abend gab es kein Gespräch über den merkwürdigen Fremden, der sich in unseren kleinen Weiler verirrt hatte.

Ich hatte den starken Verdacht, daß dieser Fremde aus den Tropen kein zufälliger Irrläufer war, sondern mit einem festen Auftrag nach Dunkelthwaite gekommen war. Am nächsten Tag bekam ich den bestmögli-

chen Beweis, daß er noch in der Nähe war, denn ich traf Miss Warrender, als sie mit einem Korb voller Brot- und Fleischreste in der Hand den Gartenweg herunterkam. Für gewöhnlich brachte sie diese Reste verschiedenen alten Frauen in der Nachbarschaft, daher bot ich an, sie zu begleiten.

»Heute für die alte Lady Venables oder die alte Lady Taylforth?« fragte ich.

»Weder für die eine noch die andere«, sagte sie mit einem Lächeln. »Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, Mr. Lawrence, denn Sie sind mir immer ein guter Freund gewesen, und ich glaube, daß ich Ihnen trauen kann. Diese Reste sind für meinen armen Landsmann. Ich hänge den Korb hier an diesen Ast, und er wird ihn sich holen.«

»Oh, dann ist er noch in der Gegend«, bemerkte ich.

»Ja, er ist noch immer in der Nähe.«

»Glauben Sie, daß er ihn finden wird?«

»Oh, da verlasse ich mich auf ihn«, sagte sie. »Sie verurteilen mich doch nicht dafür, daß ich ihm helfe, oder? Sie würden das gleiche tun, wenn Sie unter Indern lebten und plötzlich auf einen Engländer stießen. Kommen Sie zum Treibhaus, und sehen Sie sich die Blumen an.«

Wir gingen zusammen hinüber zum Gewächshaus. Als wir zurückkamen, hing der Korb noch an dem Ast, aber sein Inhalt war verschwunden. Lachend nahm sie ihn herab und trug ihn bei sich.

Es schien mir, daß sich ihre Stimmung seit diesem Gespräch mit ihrem Landsmann gehoben hatte und ihr Schritt freier und federnder geworden war. Vielleicht war es nur Einbildung, aber außerdem schien es mir, als wäre sie in Copperthornes Nähe nicht mehr so an-

gespannt, begegnete seinen Blicken furchtloser und stand allgemein weniger unter dem Einfluß seines Willens.

Und nun komme ich zu jenem Teil meines Berichtes, der beschreibt, wie ich zum ersten Mal einen Einblick in die Beziehung zwischen den beiden seltsamen Menschen bekam und die schreckliche Wahrheit über Miss Warrender erfuhr oder der Prinzessin Achmet Genghis, wie sie zu nennen ich vorziehe, denn ganz gewiß war sie eher die Nachfahrin des wilden, fanatischen Kriegers als der sanften Mutter.

Für mich kam diese Offenbarung wie ein Schock, dessen Wirkung ich niemals vergessen werde. Es ist möglich, daß meine Leser an der Art und Weise, wie ich die Geschichte erzählt habe, indem ich jene Fakten betonte, die mit ihr in einem Zusammenhang standen, und solche wegließ, die es nicht taten, längst die Abstammung bemerkt haben, die in ihren Adern floß. Was mich betraf, so erkläre ich feierlich, daß ich bis zum letzten Moment nicht den leisesten Verdacht der Wahrheit hatte. Nur wenig wußte ich darüber, was für eine Frau es war, deren Hand ich in Freundschaft drückte und deren Stimme Musik in meinen Ohren war. Dennoch glaube ich, wenn ich zurückblicke, daß sie mir wirklich wohlgesinnt war und mir nicht willentlich Schaden zugefügt hätte. Auf diese Weise wurde die Offenbarung deutlich. Ich glaube, ich habe schon erwähnt, daß es eine bestimmte Laube im Gesträuch gab, in der ich tagsüber zu studieren pflegte. Als ich eines Nachts gegen zehn Uhr in mein Zimmer ging, stellte ich fest, daß ich ein Buch über die Gynäkologie in jenem Sommerhaus liegengelassen hatte, und da ich vorhatte, vor dem Schlafengehen noch eine oder

zwei Stunden zu arbeiten, ging ich mit der Absicht hinunter, es zu holen. Onkel Jeremy und die Hausangestellten waren schon zu Bett gegangen, daher schlich ich leise die Treppe hinab und drehte vorsichtig den Schlüssel in der Eingangstür. Als ich unter freiem Himmel war, hastete ich eilig über den Rasen und ins Gesträuch, mit der Absicht, mein Eigentum zu holen und so schnell wie möglich zurückzukehren.

Kaum war ich an dem kleinen, hölzernen Tor vorüber und hatte die Schonung betreten, als ich jemanden sprechen hörte und wußte, daß ich durch Zufall in eine dieser nächtlichen Versammlungen gestolpert war, die ich von meinem Fenster aus beobachtet hatte. Die Stimmen waren die des Sekretärs und der Gouvernante, und so, wie sie klangen, war mir klar, daß sie in der Laube saßen und sich ohne jeden Verdacht der Anwesenheit einer dritten Person unterhielten. Ich habe das heimliche Lauschen schon immer und unter allen Umständen für eine unehrenhafte Vorgehensweise gehalten, und neugierig, wie ich war, zu erfahren, was zwischen den beiden vorging, war ich kurz davor zu husten oder irgendein anderes Zeichen meiner Anwesenheit zu geben, als ich plötzlich ein paar Worte Copperthornes hörte, die mich, überwältigt von grauischem Entsetzen, mit aller Macht innehalten ließen.

»Sie werden glauben, daß er an Apoplexie gestorben ist«, waren die Worte, die klar und deutlich im schneidenden Tonfall des Sekretärs durch die friedliche Luft zu mir herüberdrangen.

Atemlos stand ich da und lauschte mit aller Aufmerksamkeit. Jeder Gedanke daran, meine Gegenwart anzumelden, war vergangen. Was war das Verbrechen,

das diese so schlecht zusammenpassenden Verschwörer in dieser lieblichen Sommernacht ausbrüteten?

Ich hörte den tiefen, süßen Klang ihrer Stimme, aber sie sprach so schnell und auf so gedämpfte Weise, daß ich die Worte nicht verstehen konnte. An ihrem Tonfall konnte ich hören, daß sie unter dem Einfluß tiefer Emotionen stand. Auf Zehenspitzen näherte ich mich, meine Ohren versuchten, jedes Geräusch einzufangen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und unter den Schatten der Bäume war es sehr dunkel. Die Gefahr, gesehen zu werden, war äußerst gering.

»Wahrlich, der allerletzte Bissen!« sagte der Sekretär höhnisch. »Normalerweise sind Sie nicht so zimperlich. Im Fall der kleinen Ethel haben Sie nicht daran gedacht.«

»Ich war verrückt! Ich war verrückt!« stieß sie mit gebrochener Stimme hervor. »Ich hatte so viel zu Buddha und dem großen Bhowanee gebetet, und es schien mir, daß es für mich, eine einsame Frau, in diesem Land der Ungläubigen eine große und glanzvolle Sache wäre, den Lehren meines Vaters zu folgen. Es gibt nur wenige Frauen, die zu den Geheimnissen unseres Glaubens zugelassen werden, und es geschah nur durch einen Zufall, daß mir diese Ehre zuteil wurde. Da mir der Weg jedoch deutlich aufgezeigt wurde, bin ich ihn geradewegs und furchtlos gegangen, und der große Guru Ramdeen Singh hat gesagt, daß ich schon in meinem vierzehnten Jahr würdig war, mit den anderen Bhuttotees dem geistlichen Stand der Tupounee beizusitzen. Dennoch schwöre ich bei dem heiligen Beil, daß ich mich sehr über das geärgert habe, denn

was hatte das arme Kind getan, daß es geopfert werden mußte!«

»Ich schätze, die Tatsache, daß ich Sie erwischt habe, hatte mehr mit Ihrer Reue als mit dem moralischen Aspekt des Falles zu tun«, sagte Copperthorne spöttisch. »Ich hatte vielleicht vorher schon Befürchtungen, aber erst als ich sah, wie Sie sich mit Ihrem Taschentuch in der Hand erhoben haben, war ich mir sicher, daß wir die Ehre der Anwesenheit einer Prinzessin der Thugs hatten. Ein englisches Schafott wäre ein eher prosaisches Ende für ein derart romantisches Geschöpf.«

»Und Sie haben Ihr Wissen seitdem dazu benutzt, alles Leben aus mir herauszupressen«, sagte sie bitter. »Sie haben mir mein Leben zur Last gemacht.«

»Für Sie eine Last!« sagte er mit veränderter Stimme. »Sie wissen, wie meine Gefühle zu Ihnen stehen. Wenn ich Sie gelegentlich mit der Angst vor der Entdeckung bedroht habe, dann, weil Sie dem milderen Einfluß der Liebe gefühllos gegenüberstanden.«

»Liebe!« rief sie verbittert. »Wie könnte ich einen Mann lieben, der mir auf ewig einen schändlichen Tod vor Augen führt. Aber lassen Sie uns auf den Punkt kommen. Sie versprechen mir meine uneingeschränkte Freiheit, wenn ich diese Sache erledige?«

»Ja«, antwortete Copperthorne. »Wenn es vorbei ist, können Sie gehen, wohin Sie wollen. Ich werde vergessen, was ich hier in den Büschen gesehen habe.«

»Sie schwören es?«

»Ja, ich schwöre es.«

»Für meine Freiheit würde ich alles tun«, sagte sie.

»Nie wieder werden wir eine solche Gelegenheit haben«, rief Copperthorne. »Der junge Thurston ist weg, und dieser Freund hat einen festen Schlaf und ist zu dumm, um Verdacht zu schöpfen. Das Testament ist auf meinen Namen ausgestellt, und wenn der alte Mann stirbt, wird jeder Halm und jeder Stein mir gehören.«

»Warum tun Sie es dann nicht selbst?« fragte sie.

»Das ist nicht meine Art«, sagte er. »Außerdem habe ich kein Talent dafür. Dieses Roomal, oder wie Sie es nennen, hinterläßt keine Spur. Das ist der Vorteil.«

»Es ist eine abscheuliche Sache, wenn man seinen Wohltäter ermordet.«

»Aber es ist eine großartige Sache, Bhowanee, der Göttin des Mordes zu dienen. Ich weiß genug über Ihre Religion, um das zu wissen. Hätte Ihr Vater es nicht getan, wenn er hier wäre?«

»Mein Vater war der größte aller Borkas von Jublepore«, sagte sie stolz. »Er hat mehr erschlagen, als das Jahr Tage hat.«

»Nicht für tausend Pfund hätte ich ihn treffen mögen«, bemerkte Copperthorne lachend. »Aber was würde Achmet Genghis Khan sagen, wenn er sähe, daß seine Tochter mit einer solchen Chance vor Augen zögert, den Göttern zu dienen? Sie haben sich bis jetzt ausgezeichnet gehalten. Sicher hat er gelächelt, als die kindliche Seele der kleinen Ethel zu Ihrem Gott oder Ghul hinaufschwebte. Vielleicht ist es nicht das erste Opfer, das Sie gebracht haben. Was war mit der Tochter dieses wohlthätigen deutschen Kaufmannes? Ah, ich sehe in Ihrem Gesicht, daß ich wieder recht habe! Nach solchen Taten ist es unrecht, jetzt zu zögern, wenn überhaupt keine Gefahr droht und Ihnen alles

leichtgemacht wird. Abgesehen davon, wird Sie diese Tat von Ihrem Leben hier befreien, das nicht besonders angenehm sein kann, wo Sie doch sozusagen ständig einen Strick um den Hals tragen. Wenn es getan werden muß, dann sofort. Er könnte jeden Moment sein Testament umschreiben, denn er mag diesen Burschen, und er ist so wandelbar wie ein Wetterhahn.«

Es entstanden eine lange Pause und eine Stille, die so tief war, daß ich mein eigenes Herz in der Dunkelheit schlagen hörte.

»Wann soll es passieren?« fragte sie schließlich.

»Warum nicht morgen nacht!«

»Wie komme ich zu ihm?«

»Ich werde seine Tür offenlassen«, sagte Copperthorne. »Er schläft tief, und ich werde ein Nachtlicht brennen lassen, damit Sie sehen können.«

»Und danach?«

»Danach werden Sie in Ihr Zimmer zurückkehren. Am Morgen wird man feststellen, daß unser armer Arbeitgeber im Schlaf dahingegangen ist. Man wird außerdem feststellen, daß er all seine weltlichen Güter als schwache Entschädigung den ergebnen Mühen seines treuen Sekretärs hinterlassen hat. Da die Dienste der Gouvernante Miss Warrender nicht länger benötigt werden, darf sie wieder in ihr geliebtes Heimatland oder sonstwohin zurückkehren. Sie kann mit Mr. John Lawrence, dem Studenten der Medizin, durchbrennen, wenn sie will.«

»Sie beleidigen mich«, sagte sie böse und dann, nach einer Pause: »Wir müssen uns morgen nacht treffen, bevor ich es tue.«

»Warum das?«

»Weil es sein kann, daß ich ein paar letzte Anweisungen benötige.«

»Dann sehen wir uns um zwölf Uhr hier«, sagte er.

»Nein, nicht hier. Das ist zu nah am Haus. Lassen Sie uns unter der großen Eiche am Ende der Allee treffen.«

»Wo Sie wollen«, antwortete er schmollend. »Aber denken Sie daran: Ich werde nicht bei Ihnen sein, wenn Sie es tun.«

»Ich werde Sie nicht darum bitten«, sagte sie verächtlich. »Ich glaube, wir haben alles gesagt, was heute nacht zu sagen war.«

Ich hörte, wie einer von ihnen aufstand, und obwohl sie weitersprachen, hörte ich nicht mehr zu, sondern kroch leise aus meinem Versteck hervor und eilte über den dunklen Rasen und durch die Tür, die ich hinter mir schloß. Erst als ich mein Zimmer erreicht hatte und in meinen Lehnssessel gesunken war, konnte ich meine zerstreuten Sinne sammeln und über die schreckliche Unterhaltung nachdenken, der ich zugehört hatte. Bis tief in die Nacht hinein saß ich bewegungslos, grübelte über jedes Wort nach, das ich gehört hatte, und bemühte mich mit allen Kräften, in Gedanken einen Plan für die Zukunft zu schmieden.

VI

Die Thugs! Ich hatte von den wilden Fanatikern dieses Namens gehört, die man in Zentralindien findet und deren verdrehte Religion Mord als das höchste und reinste Geschenk ansieht, das ein Sterblicher dem Schöpfer machen kann. Ich erinnere mich an einen Bericht über sie, den ich in den Werken von Colonel Meadows Taylor gelesen hatte, über ihre Verborgenen-

heit, ihre Organisation, ihre Unbarmherzigkeit und die schreckliche Macht, den ihr mörderischer Wahn über jede andere geistige oder moralische Gabe hatte. Ich erinnerte mich jetzt sogar, daß das Roomal – ein Wort, das ich sie mehr als einmal hatte erwähnen hören – das heilige Tuch war, mit dem sie ihre diabolischen Absichten auszuführen pflegten. Sie war schon eine Frau gewesen, als sie sie verlassen hatte, und da sie ihrer eigenen Erzählung nach die Tochter ihres obersten Führers war, konnte es nicht wundern, daß der Anstrich von Zivilisation nicht ihre sämtlichen früheren Eindrücke ausgerottet hatte oder das Ausbrechen gelegentlicher Anfälle von Fanatismus hatte verhindern können. In einem dieser Anfälle hatte sie offenbar der armen Ethel ein Ende gemacht und dabei sorgfältig ein Alibi vorbereitet, um ihr Verbrechen zu verbergen, und es war Copperthornes zufällige Entdeckung dieses Mordes, der ihm seine Macht über die seltsame Gefährtin gab. Unter allen Todesarten gilt das Erhängen bei diesen Stämmen als die gottloseste und erniedrigendste, und ihr Wissen darum, daß ihr durch die Gesetze dieses Landes ebendieser Tod bevorstand, war offensichtlich der Grund, aus dem sie sich gezwungen sah, sich seinem Willen zu unterwerfen und ihr gebieterisches Wesen in Gegenwart des Sekretärs zu zähmen.

Was Copperthorne selbst betraf, so war meine ganze Seele voll tiefen Entsetzens und Abscheu, wenn ich daran dachte, was er getan hatte und was er zu tun beabsichtigte. War das sein Dank für die Freundlichkeit, mit der ihn der arme, alte Mann überhäuft hatte? Schon hatte er ihn dazu verleitet, ihm seinen Besitz zu überschreiben, und aus Angst, daß Gewissensbisse ihn

vielleicht seine Meinung ändern lassen würden, beabsichtigte er, ihn außerstande zu setzen, jemals einen Testamentsnachtrag zu schreiben. Das alles war schlimm genug, aber der Gipfel von alledem schien zu sein, daß er sich aus Feigheit, diese Absicht von eigener Hand zu vollziehen, die furchtbaren Religionsauffassungen dieser unglückseligen Frau zunutze machte, um Onkel Jeremy auf eine Art und Weise aus dem Weg zu räumen, daß kein möglicher Verdacht auf den wahren Schuldigen fallen konnte. Im Geiste beschloß ich, daß der Sekretär – komme, was wolle – der Strafe für seine Verbrechen nicht entkommen durfte.

Aber was konnte ich tun? Hätte ich die Adresse meines Freundes gewußt, hätte ich ihm am Morgen, telegrafieren können, und er wäre noch vor dem Einbruch der Nacht zurück in Dunkelthwaite gewesen. Unglücklicherweise war John ein denkbar unzuverlässiger Briefschreiber, und obwohl er schon seit einigen Tagen fort war, hatten wir noch keine Nachricht über seinen Verbleib. Drei weibliche Angestellte waren im Haus, aber kein Mann, mit Ausnahme des alten Elijah. Und ich kannte in der Nachbarschaft auch keinen anderen, auf den ich mich verlassen konnte. Das war jedoch ein kleineres Problem, denn was die körperliche Kraft betraf, so wußte ich, daß ich dem Sekretär ein mehr als ebenbürtiger Gegner war, und ich hatte genügend Selbstvertrauen, um zu spüren, daß es allein mein Widerstand wäre, der die Durchführung eines Komplottes verhindern konnte. Die Frage war, welches unter den gegebenen Umständen die besten Schritte waren, die ich vornehmen konnte. Mein erster Impuls war, bis zum Morgen zu warten und dann in aller Stille zur nächsten Polizeistation zu gehen oder jemanden dort-

hin zu schicken, um ein paar Constables kommen zu lassen. Dann konnte ich Copperthorne und seinen weiblichen Komplizen der Justiz übergeben und von dem Gespräch berichten, das ich belauscht hatte. Je länger ich darüber nachdachte, desto undurchführbarer schien mir dieser Plan. Welchen Funken eines Beweises hatte ich – abgesehen von meiner Geschichte, welche für Leute, die mich nicht kannten, sicherlich äußerst wild und unwahrscheinlich klingen mußte. Nur allzu gut konnte ich mir die vertrauenerweckende Stimme und gelassene Art vorstellen, mit der sich Copperthorne gegen die Anschuldigung wehren und sich über die üblen Absichten auslassen würde, die ich wegen ihrer gegenseitigen Zuneigung sowohl ihm als auch seiner Gefährtin gegenüber hätte. Wie einfach wäre es für ihn, eine dritte Person glauben zu lassen, daß ich in der Hoffnung, einen Rivalen zu schädigen, eine Geschichte erfand, und wie schwierig wäre es für mich, jemanden glauben zu lassen, daß dieser geistlich wirkende Mann und seine modisch gekleidete, junge Lady zwei Raubtiere waren, die paarweise jagten! Ich spürte, daß es ein großer Fehler wäre, meine Karten zu zeigen, bevor ich mir des Spieles sicher war.

Die Alternative war, nichts zu sagen, die Dinge ihren Verlauf nehmen zu lassen und zum Eingreifen bereit zu sein, wenn die Beweise gegen die Verschwörer schlüssig zu sein schienen. Das war der Kurs, der sich meiner jungen, abenteuerlustigen Konstitution anbot, und außerdem schien es derjenige zu sein, der am ehesten zu einem überzeugenden Resultat führte. Als ich mich im frühen Morgengrauen schließlich auf meinem Bett ausstreckte, hatte ich mich vollends dazu entschlossen, mein Wissen in meinem Herzen zu bewah-

ren und mich bei der Verhinderung des mörderischen Planes, den ich belauscht hatte, vollkommen auf mich selbst zu verlassen.

Der alte Onkel Jeremy war am nächsten Morgen nach dem Frühstück äußerst lebhaft und bestand darauf, eine Szene aus Shelleys »Cenci« laut vorzutragen, ein Werk, für das er tiefe Bewunderung empfand. Copperthorne saß still und unergründlich an seiner Seite, außer wenn er einen Vorschlag einwarf oder einen Ausruf der Bewunderung von sich gab. Miss Warrender war ganz in Gedanken versunken, und mehr als einmal schien es mir, als sah ich Tränen in ihren dunklen Augen. Es war merkwürdig für mich, die drei zu beobachten und die wahren Beziehungen untereinander zu bedenken. Mein Herz erwärmte sich für meinen kleinen, rotgesichtigen Gastgeber mit dem malerischen Kopfschmuck und dem altmodischen Wesen. Ich gelobte, daß ihm kein Schaden zugefügt werden sollte, solange es in meiner Macht stand, dies zu verhindern.

Langsam und trübe verging der Tag. Es war mir unmöglich, die Ruhe zum Arbeiten zu finden, also wanderte ich ruhelos durch die Flure des alten Hauses und durch den Garten. Copperthorne war mit Onkel Jeremy oben, und ich bekam nur wenig von ihm zu sehen. Zweimal sah ich die Gouvernante mit den Kindern in meine Richtung kommen, als ich draußen auf und ab ging, aber jedesmal ging ich ihr aus dem Weg, indem ich davoneilte. Ich hatte das Gefühl, als konnte ich nicht mit ihr sprechen, ohne das tiefe Entsetzen zu zeigen, das sie in mir geweckt hatte, und somit mein Wissen darum zu offenbaren, was in der Nacht zuvor geschehen war. Sie bemerkte, daß ich ihr auswich, denn als unsere Augen sich beim Mittagsmahl einen

Moment lang trafen, warf sie mir einen überraschten Blick zu, auf den ich jedoch nicht reagierte.

Die Nachmittagspost brachte einen Brief von John, der uns mitteilte, daß er im Langham abgestiegen war. Ich wußte nun, daß es ihm unmöglich war, mir dabei behilflich zu sein, die Verantwortung für das zu tragen, was geschehen mochte, aber ich hielt es dennoch für meine Pflicht, ihm zu telegrafieren und ihn wissen zu lassen, daß seine Anwesenheit erwünscht sei. Dies setzte einen langen Spaziergang zum Postamt voraus, aber dieser war nützlich, denn er half mir dabei, die Zeit zu vertreiben, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich das Klicken der Nadeln hörte, das mir sagte, daß meine Nachricht auf dem Weg war.

Als ich bei meiner Rückkehr aus Ingleton das Tor an der Allee erreichte, sah ich dort unseren alten Diener Elijah stehen, offenbar in großer Wut.

»Man sagt, wo eine Ratte ist, da sind bald viele«, sagte er zu mir und legte eine Hand an seinen Hut. »Und es scheint so, als wäre es mit den Negern genauso.«

Er hatte die Gouvernante wegen ihrer – wie er es nannte – Hochnäsigkeit noch nie gemocht.

»Was ist denn los?« fragte ich.

»Einer von diesen Ausländern schleicht hier rum und versteckt sich«, sagte der alte Mann. »Ich hab' ihn hier in den Büschen erwischt und zum Teufel gejagt. Wahrscheinlich hat er Hühner gesucht, oder vielleicht will er das Haus abbrennen und uns alle in den Betten ermorden. Ich werde hinunter ins Dorf gehen, Master Lawrence, und nachsehen, was er vorhat.« Und damit lief er in einem Anfall seniler Wut davon.

Dieser kleine Zwischenfall machte einen beachtlichen Eindruck auf mich, und ich dachte ernsthaft darüber nach, als ich die lange Allee hinaufging. Es war klar, daß sich der herumwandernde Hindu noch immer in der Gegend aufhielt. Er war ein Faktor, den in Betracht zu ziehen ich vergessen hatte. Wenn seine Landsmännin ihn als Komplizen für ihre düsteren Pläne angeworben hatte, war es möglich, daß alle drei für mich zu viele sein konnten. Dennoch schien es mir unwahrscheinlich, daß sie es tun würde, da sie sich so sehr darum bemüht hatte, seine Anwesenheit vor Copperthorne zu verbergen.

Ich war beinah versucht, Elijah ins Vertrauen zu ziehen, aber als ich darüber nachdachte, kam ich zu dem Schluß, daß ein Mann seines Alters als Verbündeter noch weniger als nutzlos wäre.

Als ich gegen sieben Uhr in mein Zimmer hinaufging, traf ich den Sekretär, der mich fragte, ob ich ihm sagen könne, wo Miss Warrender war. Ich antwortete, daß ich sie nicht gesehen hätte.

»Es ist ungewöhnlich«, sagte er, »daß niemand sie seit dem Mittagessen gesehen hat. Die Kinder wissen nicht, wo sie ist. Ich muß unbedingt mit ihr sprechen.«

Mit erregtem und verwirrtem Ausdruck in seinen Zügen eilte er davon.

Soweit es mich betraf, so schien mir Miss Warrenners Abwesenheit keine Überraschung zu sein. Zweifellos war sie irgendwo draußen in den Büschen und stärkte sich für die grausige Aufgabe, die zu tun sie beabsichtigte. Ich schloß meine Tür hinter mir und setzte mich mit einem Buch in der Hand, aber meine Gedanken waren zu aufgereggt, um seinen Inhalt zu verstehen. Der Plan für meinen Feldzug war schon

festgelegt. Ich beabsichtigte, mich in Sichtweite ihres Treffpunktes aufzuhalten, ihnen zu folgen und in dem Moment einzugreifen, wenn mein Eingreifen den größten Effekt erzielen würde. Ich hatte mir einen dicken, knorrigen Stock ausgesucht, der mir an mein kampfbereites Herz gewachsen war, und damit war ich sicher, Herr der Lage zu bleiben, denn ich hatte mich davon überzeugt, daß Copperthorne keine Handfeuerwaffen besaß.

Ich erinnere mich an keine Phase meines Lebens, in der die Stunden so langsam vergingen wie jene, die ich in dieser Nacht in meinem Zimmer verbrachte. In weiter Ferne hörte ich die sanften Schläge der Uhr von Dunkelthwaite, als sie erst acht, dann neun und dann nach einer unendlichen Pause zehn Uhr schlug. Danach schien es mir, als wäre die Zeit gänzlich stehen geblieben, während ich mein kleines Zimmer durchmaß, die Stunde fürchtete und sie mir dennoch herbeiwünschte, wie Menschen es tun, wenn ihnen eine schwere Prüfung bevorsteht. Aber alles hat ein Ende, und schließlich hörte man den ersten klaren Schlag durch die stille Nachtluft läuten, der die elfte Stunde ankündigte. Da stand ich auf und zog meine leichten Slipper an. Ich nahm meinen Stock und schlich leise aus meinem Zimmer und die knarrende, altmodische Treppe hinunter. Ich konnte das ausgeprägte Schnarchen von Onkel Jeremy im Stockwerk über mir hören. Ich schaffte es, mir meinen Weg durch die Dunkelheit zur Tür zu ertasten, und dann trat ich hinaus in die wundervoll sterneklare Nacht. Ich mußte mit meinen Bewegungen sehr vorsichtig sein, denn der Mond schien so silbern, daß es beinah taghell war. Ich drückte mich in den Schatten des Hauses, bis ich die Hecke des Gartens

erreicht hatte, und als ich dann in ihrem Schutz weitergekrochen war, fand ich mich sicher in den Büschen wieder, in denen ich mich in der Nacht zuvor versteckt hatte. Ich suchte meinen Weg hindurch, trat äußerst behutsam und vorsichtig auf, so daß kein Zweig unter meinen Füßen knackte. So ging ich vorwärts, bis ich mich im Dickicht am Rande der Schonung befand und freien Blick auf den großen Eichenbaum hatte, der am oberen Ende der Allee aufragte.

Jemand stand im Schatten der Eiche. Zuerst konnte ich kaum erkennen, wer es war, aber dann begann sich die Gestalt zu bewegen, trat hinaus in den silbrigen Fleck, wo der Mond zwischen zwei Ästen hindurchschien, und blickte ungeduldig nach links und nach rechts. Da sah ich, daß es Copperthorne war, der allein wartete. Die Gouvernante hatte offenbar ihre Verabredung nicht eingehalten.

Da ich nicht nur sehen, sondern auch hören wollte, kroch ich im dunklen Schatten der Baumstämme in Richtung Eiche. Als ich anhielt, war ich kaum fünfzehn Schritte von dem Punkt entfernt, an dem die große, hagere Gestalt des Sekretärs grimmig und gespenstisch im wechselnden Licht stand. Unruhig schritt er umher, mal verschwand er im Schatten, mal tauchte er wieder in den silbrigen Flecken auf, wo der Mond durch das schützende Geäst über ihm brach. Seine Bewegungen machten deutlich, daß er von dem Nichterscheinen seiner Komplizin verwirrt und beunruhigt war. Schließlich stellte er sich unter einen großen Ast, der seine Gestalt verbarg, wobei er von dort aus einen guten Blick über den Kiesweg hatte, der vom Haus herabführte, und von wo er zweifellos glaubte, daß Miss Warrender kommen würde.

Ich lag noch immer in meinem Versteck, gratulierte mir innerlich dazu, eine Stelle gefunden zu haben, von der aus ich alles hören konnte, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden, als meine Augen plötzlich auf etwas stießen, das mir das Herz bis zum Halse schlagen und mich beinah einen Ausruf von mir geben ließ, der meine Anwesenheit verraten hätte.

Ich habe schon gesagt, daß Copperthorne direkt unter einem der großen Äste des Eichenbaums stand. Alles, was darunterlag, war in düstersten Schatten getaucht, aber der obere Teil des Astes war vom silbrigen Licht des Mondes beschienen. Als ich so schaute, wurde mir bewußt, daß irgend etwas diesen erleuchteten Ast hinabkroch – ein zuckendes, undeutliches Etwas, von dem Ast selbst kaum zu unterscheiden, schlängelte sich dennoch langsam und gleichmäßig abwärts. Je länger ich hinsah, desto mehr gewöhnten sich meine Augen an das Licht, und dann nahm dieses unbestimmte Etwas Form und Substanz an. Es war ein menschliches Wesen – ein Mann –, der Inder, den ich im Dorf gesehen hatte. Seine Arme und Beine um den dicken Ast gewunden, schob sich so leise und beinah so schnell wie eine seiner heimatlichen Schlangen hinunter.

Bevor ich Zeit genug hatte, Mutmaßungen über die Bedeutung seiner Anwesenheit anzustellen, war er direkt über der Stelle, an welcher der Sekretär stand, dessen bronzefarbene Gestalt sich klar und deutlich gegen die Scheibe des Mondes hinter ihm abzeichnete. Ich sah, wie er sich etwas von der Taille löste, einen Moment lang zögerte, als würde er seinen Abstand einschätzen, und dann herabsprang und krachend durch das dazwischenliegende Blätterwerk stürzte. Es

gab einen schweren Schlag wie von zwei Körpern, die gemeinsam fielen, und dann erhob sich ein Geräusch in der Nachtluft, als gurgelte jemand seinen Hals, gefolgt von mehreren Krächzlauten, deren Gedenken mich bis an meinen Todestag verfolgen wird.

Obwohl sich diese Tragödie direkt vor meinen Augen abspielte, hatten mich ihre vollkommene Unerwartetheit und das Entsetzen der Fähigkeit beraubt, auf irgendeine Art und Weise zu reagieren. Nur jemand, der sich einmal in einer ähnlichen Situation befunden hat, kann sich die vollkommene Lähmung vorstellen, die einen Menschen in solcher Notlage befällt und verhindert, daß er die tausendundeins Dinge tut, die man vielleicht hinterher als der Gelegenheit angemessen nahelegen könnte. Als diese Anzeichen des Todes jedoch meine Ohren erreichten, schüttelte ich meine Lethargie ab und lief mit einem lauten Schrei aus meinem Versteck heraus. Bei diesem Geräusch sprang der Thug mit einem Fauchen von seinem Opfer herab wie eine wilde Bestie von einem Kadaver und flüchtete so schnell die Allee hinunter, daß es mir unmöglich gewesen wäre, ihn einzuholen. Ich lief zu dem Sekretär und hob seinen Kopf. Sein Gesicht war purpurfarben und grauenhaft entstellt. Ich lockerte seinen Hemdkragen und tat alles, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen, aber es war sinnlos. Das Roomal hatte seine Arbeit getan, und er war tot.

Ich habe meiner seltsamen Geschichte nur noch wenig hinzuzufügen. Wenn ich beim Erzählen irgendwie langatmig gewesen bin, so habe ich doch das Gefühl, daß ich dafür keine Entschuldigung suchen muß, denn ich habe einfach die Folge der Ereignisse auf schlichte und unverfälschte Weise dargestellt, und die Erzählung wä-

re unvollständig, wenn eines davon fehlen würde. Hinterher wurde bekannt, daß Miss Warrender den Zug nach London um 7.20 Uhr genommen hatte und sich in der Metropole in Sicherheit befand, bevor man nach ihr suchen konnte. Was den Todesboten betraf, den sie zurückgelassen hatte, um ihre Verabredung mit Copperthorne unter dem alten Eichenbaum einzuhalten, so hat man von ihm weder jemals wieder etwas gehört noch gesehen. Es gab eine große Verfolgung im ganzen Land, aber es kam nichts dabei heraus. Zweifellos verbrachte der Flüchtige die Tage an geschützten Orten, reiste eilig bei Nacht und lebte von solchen Essensresten, die nur ein Orientale zu essen in der Lage ist, bis er sich außer Gefahr befand.

John Thornton kehrte am nächsten Tag zurück, und ich füllte ihm sämtliche Fakten in seine erstaunten Ohren. Er stimmte mir zu, daß es vielleicht das beste wäre, nicht über das zu sprechen, was ich von Copperthornes Plänen und den Gründen wußte, aus denen er in dieser Sommernacht so spät noch draußen gewesen war. Daher kannte nicht einmal die Polizei die ganze Geschichte dieser seltsamen Tragödie, und sicher wird sie es auch niemals erfahren, es sei denn, dieser Bericht sollte einem von ihr zufällig unter die Augen kommen. Der arme Onkel Jeremy betrauerte monatelang den Verlust seines Sekretärs, und zahlreich waren die Verse, die in Form von Grabschriften und »In Memoriam«-Gedichten aus ihm herausströmten. Er selbst ist dann ebenfalls zu seinen Vorvätern berufen worden, und ich bin froh, sagen zu können, daß der größte Teil seines Besitzes an den rechtmäßigen Erben, seinen Neffen, übergegangen ist.

Es gibt nur einen Punkt, zu dem ich gern eine Bemerkung machen würde. Wie kam es, daß der herumwandernde Thug nach Dunkelthwaite kam? Diese Frage ist niemals geklärt worden, und ich selbst habe nicht die geringsten Zweifel, und ich glaube, niemand, der die Fakten dieses Falles kennt, könnte sie haben, daß in seinem Erscheinen kein Zufall lag. Die Sekte in Indien war eine große und mächtige Gemeinschaft, und als sie nach einem neuen Führer suchte, besann sie sich natürlich auf die schöne Tochter ihres verstorbenen Häuptlings. Es konnte nicht schwierig sein, ihre Spur nach Kalkutta zu verfolgen, dann nach Deutschland und schließlich nach Dunkelthwaite. Er war zweifellos mit der Nachricht gekommen, daß sie in Indien nicht vergessen war und daß sie ein herzliches Willkommen erwartete, wenn sie sich dazu entschließen sollte, ihre verstreuten Stammesangehörigen zu vereinigen. Dies mag weit hergeholt wirken, aber es ist die Ansicht, die ich in dieser Angelegenheit immer als die wahrscheinlichste in Betracht gezogen habe.

Ich habe diesen Bericht mit dem Zitat aus einem Brief begonnen, und ich werde ihn mit einem solchen beenden. Er stammt von einem alten Freund, Dr. B. C. Haller, einem Mann von enzyklopädischem Wissen, der in indischen Sitten und Gebräuchen besonders bewandert ist. Es ist seiner Freundlichkeit zu verdanken, daß ich in der Lage bin, die verschiedenen Worte der Eingeborenen sprache wiederzugeben, die ich von Zeit zu Zeit aus dem Munde von Miss Warrender gehört habe, an welche ich mich aber nicht hätte erinnern können, wenn er mich nicht darauf hingewiesen hätte. Dies ist ein Brief, in dem er diese Angelegenheit erläutert, die

ich einige Zeit zuvor ihm gegenüber in einem Gespräch erwähnt hatte:

MEIN LIEBER LAWRENCE,

ich hatte versprochen, Ihnen in Sachen Thugee zu schreiben, aber meine Zeit war derart in Anspruch genommen, daß ich erst jetzt mein Versprechen einlösen kann. Ich war äußerst interessiert an Ihrem einzigartigen Erlebnis und würde mich gern weiter mit Ihnen darüber unterhalten. Ich darf Sie vielleicht davon in Kenntnis setzen, daß es für eine Frau überaus ungewöhnlich ist, in die Geheimnisse der Thugee eingeführt zu werden, und es ergab sich in diesem Fall wahrscheinlich dadurch, daß sie versehentlich oder absichtlich von dem heiligen Goor gekostet hat, der nach jedem Mord von der Horde ausgegeben wurde. Jeder, der dieses tut, muß ein aktiver Thug werden, egal, welchen Ranges, Geschlechts oder Standes er ist. Da sie adligen Blutes war, wird sie zügig durch die verschiedenen Stufen des Tilhaee oder Kundschafters, des Lughae oder Totengräbers, des Shumsheea oder Halters der Opferhände und schließlich des Bhuttotee oder Würgers gegangen sein. In all diesen Dingen wird sie von ihrem Guru oder geistlichen Ratgeber instruiert worden sein, von dem sie in ihrem Bericht sagt, es wäre ihr eigener Vater gewesen, der ein Borka oder erfahrener Thug war. Hatte sie erst einmal diese Position erreicht, wundere ich mich nicht, daß ihre fanatischen Instinkte gelegentlich zum Ausbruch kamen. Der Pilhaoo, den sie an einer Stelle erwähnt, war das Omen auf der linken Hand, welches, wenn es von dem Thibao, dem Omen auf der rechten Hand, gefolgt wird, als Zeichen gewertet wurde, daß alles gut würde. Übrigens haben Sie erwähnt, daß der alte Kutscher gese-

hen hätte, wie der Hindu am Morgen in den Büschen herumschlich. Wissen Sie, was er dort machte? Ich sollte mich sehr wundern, wenn er nicht Copperthornes Grab ausgehoben hatte, denn es widerspricht den Gebräuchen der Thugs, einen Mann zu töten, ohne einen Aufbewahrungsort für seine Leiche vorbereitet zu haben. Soweit ich weiß, ist nur ein einziger englischer Offizier dieser Bruderschaft jemals zum Opfer gefallen, und das war Lieutenant Monsell im Jahre 1812. Seitdem hat Colonel Sleeman sie zum größten Teil ausgerottet, obwohl sie fraglos weit besser gedeiht, als die Behörden es annehmen. Wahrlich: »Die dunklen Orte der Erde sind voll Grausamkeit«, und nur das Evangelium wird jemals diese Dunkelheit zerstreuen. Sie dürfen diese Anmerkungen gerne veröffentlichen, wenn sie Ihren Bericht erhellen sollten.

Mit den allerherzlichsten Grüßen,
B. C. HALLER

Die Sache mit dem mittelmässigen Spürhund

Zwei Gedichte zur Holmes-Dupin-Lecoq- Kontroverse

**Für Sir Arthur Conan Doyle
von Arthur Guiterman**

Edler Sir Conan, ich glaube, daß manche nur
Hatten solch Glück in der Literatur.
Der Zufall stand Ihnen ganz wundersam bei,
War wohlthätig, freundlich und fein noch dabei.
Sie schienen verdammt – man mag es so sagen –
Verdammt, dieses Leben als Arzt zu ertragen.
Doch da Sie bald müde der Pillen und Wissen-
schaft,
Zog es Sie fort in die Arktis auf Wanderschaft.
Wandernd und träumend wuchs Ehrgeiz ganz
ungestüm,
Gab Ihnen Schwung gar zu rastlos zur Medizin.
So wurden Sie Autor, das nehme ich an,
Die Suche nach Märchen schlug Sie in den Bann.
Der Rest von uns schimpft unter furchtbaren
Qualen:
»Woher der Erfolg, den Sie damit haben?
Verraten Sie uns doch: Wie kann es nur sein,
Daß Tinte allein bringt Reichtum ein?«
Dann, als geschrieben Ihr Buch zur Verteidigung
Englischen Sturms gegen Afrikas Weigerung,
Führten Sie an, daß die Kriegsherrlichkeit

wäre doch gar keine Scheußlichkeit.
Man gab Ihnen bald ein Kreuz am Bande
(Oh, welche Ehr'! Nie wär' ich imstande,
Selbst wenn ich würde so alt wie Methusalem!),
Schlug Sie zum Ritter St. John von Jerusalem!
Und wenn der Erzähler auch ist wohl ein Genius,
Da gibt's noch ein Hühnchen, das ich mit ihm
rupfen muß.

Holmes ist Ihr Vorbild in Drama und Fortsetzung.
Wir alle wissen den Weg Ihrer Eingebung,
Kennen das Vorbild, beinah ist's banal,
Voll Undank der Spürhund. Es ist eine Qual,
Wenn Sherlock, der Weise, mit törichtem Drang
Nennt Poes Dupin »von niedrigem Rang«!
Gaborieaus Helden Lecoq, in der Tat,
Nennt er einen Pfuscher, hat Spott nur parat!
Wobei Ihre Plots und Methoden schulden
Bald Poe und Gaborieau mehr als zu dulden.
Die Musen von Helikon sorgen sich ehrlich.
Borgen Sie, Ritter, doch borgen Sie redlich!
Nehmen wir an, daß die Absicht von guter Art.
Wenig nur schrieben Sie, dessen man müde
ward.

Vieles ist schludrig, nur wenig von Übel dran,
Allerhand Charme und Esprit man da finden
kann.

Ich mag vom Spürhund mit logischen Wesen
Weit lieber als von einem Waschlappen lesen –
Geschichten von Schlachten und menschlicher
Kühnheit

Eher als Jammern neurotischer Bitterkeit.
Und dann die Märchen von wildem Urwelttier
Weit lieber als Hewletts berauschte Manier!

Wahrlich, Sir Conan, manch Stunde entspannte
mich,
und insgesamt sind Sie sicherlich meisterlich.

An einen urteilslosen Kritiker

von A. Conan Doyle

Sicher gibt's Zeiten, zu denen man grimmig
schreit:

»Wo sind die Grenzen menschlicher Dummheit?«

Hier ist ein Autor, der sagt es banal:

Voll Undank, mein Spürhund, es war eine Qual,

Wenn Sherlock, der Weise, mit törichtem Drang

Nennt Poes Dupin von niedrigem Rang.

Wissen Sie nicht, oh, erleuchteter Kritiker,

Daß der Gefertigte niemals der Fertiger?

Und als der Dichter lob ich bis zum Überdruß

Monsieur Dupin, sein Geschick, seinen Überfluß,

Gestehe sehr wohl, daß meine Methode

Schuldet dem Vorbild manch eine Ode.

Kommt es nicht bald einer Albernheit gleich

Zu glauben, ich wäre an Eitelkeit reich?

Wo sie, meine Schöpfung, würd' spotten und
höhnern,

Würd' ich mich verneigen und herzlich verehren.

Erfasse den Umstand mit geistigem Streiche:

Puppe und Schöpfer sind niemals das gleiche.

Der Krondiamant

Ein Abend mit Sherlock Holmes

Ein Drama in einem Akt

Personen:

Mr. Sherlock Holmes	Der berühmte Detektiv
Dr. Watson	Sein Freund
Billy	Mr. Holmes' Page
Col. Sebastian Moran	Ein intellektueller Verbrecher
Sam Merton	Ein Boxer

ORT: Mr. Holmes' Wohnung in der Baker Street

Enthält die üblichen Gegenstände, zusätzlich aber ein tiefliegendes Erkerfenster und davor einen zugezogenen Vorhang, der an einer Messingstange hängt, die zweieinhalb Meter über dem Boden befestigt ist und die Nische verdeckt.

Auftritt WATSON und BILLY

WATSON: Nun, Billy, wann wird er wieder zurück sein?

BILLY: Ich kann es Ihnen nicht sagen, Sir.

WATSON: Wann hast du ihn zuletzt gesehen?

BILLY: Ich weiß es wirklich nicht.

WATSON: Was, du weißt es nicht?

BILLY: Nein, Sir. Gestern war ein Geistlicher hier, und ein alter Buchmacher war hier und ein Arbeiter.

WATSON: Und?

BILLY: Aber ich bin mir nicht sicher, ob sie nicht *alle* Mr. Holmes waren. Sehen Sie, er ist gerade auf einer heißen Spur.

WATSON: Oh!

BILLY: Weder ißt er, noch schläft er. Nun, Sie haben wie ich mit ihm zusammengelebt. Sie wissen, wie er ist, wenn er jemanden verfolgt.

WATSON: Ja, ich weiß.

BILLY: Es ist eine schwere Verantwortung, das ist es. Manchmal mache ich mir große Sorgen. Als ich ihn fragte, ob er das Abendessen bestellen wolle, sagte er: »Ja, ich nehme Kotelett mit Kartoffelpüree übermorgen um 7.30 Uhr.« »Werden Sie vorher nichts essen, Sir?« fragte ich. »Ich habe keine Zeit, Billy, ich habe zu tun«, sagte er. Er wird dünner und blasser und seine Augen strahlender. Es ist furchtbar, ihn anzusehen.

WATSON: Nanana, so geht es aber nicht. Ich muß ihn unbedingt sehen.

BILLY: Ja, Sir. Das würde mich beruhigen.

WATSON: Aber wem ist er auf der Spur?

BILLY: Es geht um den Fall des Krondiamanten.

WATSON: Was, den Hunderttausend-Pfund-Raub?

BILLY: Ja, Sir. Sie müssen ihn zurückhaben, Sir. Oh, der Premier und der Innenminister saßen beide hier bei uns auf dem Sofa. Mr. Holmes hat ihnen versprochen, sein Bestes zu tun. Er war ziemlich nett zu ihnen. Hat sie einen Moment lang beruhigt.

WATSON: Du liebe Zeit! Ich habe in der Zeitung davon gelesen. Aber sag mal, Billy, was habt ihr denn mit dem Zimmer gemacht? Was soll dieser Vorhang?

BILLY: Ich weiß nicht, Sir. Mr. Holmes hat ihn vor drei Tagen dort anbringen lassen. Aber dahinter ist etwas sehr Seltsames.

WATSON: Etwas Seltsames?

BILLY: *Lachend.* Ja, Sir. Er hat es anfertigen lassen.

BILLY geht zum Vorhang und zieht ihn beiseite. Dabei enthüllt er eine Wachsfigur von HOLMES auf einem Stuhl, den Rücken zum Publikum gewandt.

WATSON: Du lieber Himmel, Billy!

BILLY: Ja, Sir! Es ist ihm ähnlich, Sir. *Nimmt den Kopf ab und zeigt ihn her.*

WATSON: Sie ist wundervoll! Aber wozu ist sie da, Billy?

BILLY: Sehen Sie, Sir, er hätte gern, daß Leute, die ihn sehen, manchmal glauben, daß er zu Haus wäre, wenn er es gar nicht ist. Das ist die Klingel, Sir. *Setzt den Kopf wieder an Ort und Stelle zurück, zieht den Vorhang vor.* Ich muß gehen. *Abgang.*

WATSON setzt sich, zündet sich eine Zigarette an und schlägt eine Zeitung auf. Auftritt große, gebückt gehende ALTE FRAU in Schwarz mit Schleier und Locken an den Seiten.

WATSON: *Erhebt sich.* Guten Tag, Ma'am.

FRAU: Sie sind nicht Mr. Holmes?

WATSON: Nein, Ma'am. Ich bin sein Freund, Dr. Watson.

FRAU: Ich wußte, daß Sie nicht Mr. Holmes ein konnten. Ich hatte immer gehört, er wäre ein gutaussehender Mann.

WATSON: *Zur Seite.* Auf mein Wort!

FRAU: Aber ich muß ihn sofort sprechen.
WATSON: Ich versichere Ihnen, er ist nicht da.
FRAU: Ich glaube Ihnen nicht.
WATSON: Was!
FRAU: Sie haben ein listiges, falsches Gesicht o
ja, ein böses, intrigantes Gesicht. Kommen Sie,
junger Mann, wo ist er?
WATSON: Wirklich, Madam...!
FRAU: Nun gut, ich werde ihn selbst finden. Ich
glaube, er ist hier drinnen. *Geht ins Schlafzimmer und
hinter das kleine Sofa.*
WATSON: *Steht auf und geht hinüber.* Das ist sein
Schlafzimmer. Wirklich, Madam, das ist unerhört!
FRAU: Ich frage mich, was er in diesem Safe auf-
bewahrt.

Sie tritt darauf zu, und in diesem Moment gehen die
Lichter aus, und das Zimmer liegt im Dunkeln, abge-
sehen von einem »NICHT BERÜHREN!« rotglühend
über dem Safe. Vier rote Lichter springen auf und zwis-
chen ihnen die Inschrift »NICHT BERÜHREN!«. Nach
ein paar Sekunden gehen die Lichter wieder an, und
HOLMES steht neben WATSON.

WATSON Du lieber Himmel, Holmes!
HOLMES: Hübscher, kleiner Alarm, nicht wahr, Wat-
son? Meine eigene Erfindung. Du trittst auf einen
losen Balken und verbindest so den Schaltkreis,
oder ich kann ihn auch selbst auslösen. Er verhin-
dert, daß neugierige Leute allzu neugierig werden.
Wenn ich zurückkomme, weiß ich, ob jemand in
meinen Sachen herumgewühlt hat. Wie du siehst,
stellt er sich automatisch wieder ab.

WATSON: Aber mein lieber Freund, warum diese Verkleidung?

HOLMES: Ein kleiner Scherz zur Entspannung, Watson. Als ich dich dort mit so ernstem Gesicht sitzen sah, konnte ich wirklich nicht anders. Aber ich versichere dir, die Sache, mit der ich beschäftigt bin, hat nichts Scherzhaftes an sich. Du lieber Himmel! *Eilt durchs Zimmer, zieht den Vorhang zu, der teilweise offengeblieben ist.*

WATSON: Warum, was ist los?

HOLMES: Gefahr, Watson. Luftgewehre, Watson. Heute Abend erwarte ich etwas.

WATSON: Was denn, Holmes?

HOLMES: *Zündet sich die Pfeife an.* Ich erwarte, ermordet zu werden, Watson.

WATSON: Nein, nein, du machst Witze, Holmes!

HOLMES: Selbst mein begrenzter Sinn für Humor könnte bessere Witze hervorbringen. Nein, es ist eine Tatsache. Und für den Fall, daß es erfolgreich über die Bühne geht – die Chancen stehen etwa 2 zu 1 –, solltest du dein Erinnerungsvermögen vielleicht mit dem Namen und der Adresse des Mörders belasten.

WATSON: Holmes!

HOLMES: Dann kannst du ihn Scotland Yard mit aller Liebe und einem Segensspruch zum Abschied übergeben. Moran ist sein Name. Colonel Sebastian Moran. Schreib es auf. Watson, schreib es auf! 136 Moorside Gardens, N.W. Hast du's?

WATSON: Aber man kann doch sicher etwas tun, Holmes. Könntest du diesen Burschen nicht verhaften lassen?

HOLMES: Ja, Watson, das könnte ich. Das beunruhigt ihn ja so.

WATSON: Aber warum tust du es nicht?
HOLMES: Weil ich nicht weiß, wo der Diamant ist.
WATSON: Welcher Diamant?
HOLMES: Jaja, der große, gelbe Krondiamant, 77 Karat, alter Junge, und makellos. Ich habe zwei Fische im Netz. Aber den Stein habe ich nicht. Und was nützt es mir, *sie* zu fassen? Es ist der Stein, hinter dem ich her bin.
WATSON: Ist dieser Colonel Moran einer der Fische im Netz?
HOLMES: Ja, und er ist ein Hai. Er beißt. Der andere ist Sam Merton, der Boxer. Kein übler Bursche, Sam, aber der Colonel hat ihn ausgenutzt. Sam ist kein Hai. Er ist ein riesengroßer Gründling. Aber trotzdem zappelt er in meinem Netz herum.
WATSON: Wo ist dieser Colonel Moran?
HOLMES: Den ganzen Morgen bin ich ihm auf den Fersen gewesen. Einmal hat er meinen Sonnenschirm aufgehoben. »Mit Verlaub, Ma'am«, sagte er. Das Leben ist voll wunderlicher Vorkommnisse. Ich bin ihm in die Minories zur Werkstatt des alten Straubenzee gefolgt. Straubenzee hat das Luftgewehr angefertigt – gute Arbeit, glaube ich.
WATSON: Ein Luftgewehr?
HOLMES: Er wollte mich durch das Fenster erschießen. Ich mußte diesen Vorhang anbringen. Hast du übrigens die Puppe gesehen? *Zieht den Vorhang zurück.* WATSON *nickt.* Ah, Billy hat dir die Sehenswürdigkeit schon gezeigt. Sie wird möglicherweise jeden Moment eine Kugel in ihren hübschen Wachskopf bekommen. *Auftritt BILLY.* Nun, Billy?
BILLY: Colonel Sebastian Moran, Sir.

HOLMES: Ah, der Mann höchstpersönlich. Ich habe es beinah erwartet. Pack den Stier bei den Hörnern, Watson. Der Mann hat Nerven. Er hat meinen Atem im Nacken gespürt. *Blickt aus dem Fenster.* Und da steht Sam Merton auf der Straße – der treue, aber törichte Sam. Wo ist der Colonel, Billy?

BILLY: Im Wartezimmer, Sir.

HOLMES: Fähr ihn herauf, wenn ich läute.

BILLY: Ja, Sir.

HOLMES: Oh, übrigens, Billy, wenn ich nicht im Zimmer bin, führe ihn trotzdem herein.

BILLY: Sehr wohl, Sir. *Abgang BILLY.*

WATSON: Ich bleibe bei dir, Holmes.

HOLMES: Nein, mein lieber Freund, du wärst nur furchtbar im Weg. *Geht zum Tisch und kritzelt etwas auf einen Zettel.*

WATSON: Er könnte dich ermorden.

HOLMES: Das sollte mich nicht wundern.

WATSON: Ich kann dich unmöglich allein lassen.

HOLMES: Doch, das kannst du, denn du hast immer mitgespielt, und ich bin mir ganz sicher, daß du auch diesmal bis zum Ende mitspielst. Bring diesen Brief zum Scotland Yard. Komm mit der Polizei zurück. Dann wird die Festnahme des Burschen erfolgen.

WATSON: Das will ich mit Freuden tun.

HOLMES: Und bis du zurück bist, habe ich gerade genug Zeit, herauszufinden, wo der Diamant ist. *Läutet die Glocke.* Hier entlang, Watson. Wir gehen zusammen. Ich möchte meinen Hai lieber sehen, ohne daß er mich sieht. *Abgang WATSON und HOLMES ins Schlafzimmer. Auftritt BILLY und COLONEL MORAN, der*

ein großer, grimmiger Mann ist, auffällig gekleidet, einen schweren Knüppel bei sich.

BILLY: Colonel Sebastian Moran. *Abgang.*

COLONEL MORAN sieht sich um, geht langsam ins Zimmer hinein und zuckt zusammen, als er die Puppe am Fenster sitzen sieht. Er starrt sie an, dann duckt er sich, packt seinen Stock und schleicht auf Zehenspitzen voran. Als er ganz nah an der Puppe ist, hebt er den Stock. HOLMES kommt eilig durch die Schlafzimmertür.

HOLMES: Nicht zerschlagen, Colonel, nicht zerschlagen!

COLONEL: *Taumelt rückwärts.* Gütiger Gott!

HOLMES: Es ist ein so hübsches, kleines Ding. Tavernier, der französische Modellierer, hat sie geschaffen. Er macht seine Wachsarbeiten ebenso gut wie Straubenzee die Luftgewehre. *Schließt den Vorhang.*

COLONEL: Luftgewehre, Sir, Luftgewehre? Was meinen Sie damit?

HOLMES: Legen Sie Ihren Hut und Stock beiseite. Danke. Nehmen Sie doch bitte Platz. Würde es Ihnen etwas ausmachen, auch Ihren Revolver herauszulegen? Oh, auch gut, wenn Sie lieber darauf sitzen wollen. *COLONEL setzt sich.* Ich würde mich gern fünf Minuten mit Ihnen unterhalten.

COLONEL: Ich würde mich gern fünf Minuten mit Ihnen unterhalten. *HOLMES setzt sich in seine Nähe und schlägt die Beine übereinander.* Ich leugne nicht, daß ich Sie gerade eben angreifen wollte.

HOLMES: Mir ist schon aufgefallen, daß Sie eine derartige Idee im Sinn hatten.

COLONEL: Und aus gutem Grund, Sir, aus gutem Grund.

HOLMES: Aber woher diese Gefälligkeit?

COLONEL: Weil Sie sich große Mühe geben, mich zu belästigen. Weil Sie Ihre Handlanger auf meine Fährte gesetzt haben.

HOLMES: Meine Handlanger?

COLONEL: Ich habe sie verfolgen lassen. Ich weiß, daß sie hierherkommen, um Ihnen Bericht zu erstatten.

HOLMES: Nein, ich versichere Ihnen...

COLONEL: Na, na, Sir! Andere Leute können genauso gut beschatten wie Sie. Gestern war es ein alter Sportsmann, heute war es eine ältliche Lady. Sie behielten mich den ganzen Tag über im Blickfeld.

HOLMES: Wirklich, Sir, Sie schmeicheln mir! Bevor der alte Baron Dowson in Newgate aufgehängt wurde, war er so nett, zu behaupten, daß in meinem Falle das Gesetz gewonnen habe, was der Bühne verlorenging. Und jetzt kommen Sie mit Ihren freundlichen Worten daher. Im Namen der ältlichen Lady danke ich Ihnen. Außerdem war da noch der arbeitslose Klempner, ein künstlerischer Traum – Sie scheinen ihn übersehen zu haben.

COLONEL: Das waren Sie... Sie!

HOLMES: Ihr ergebenster Diener! Wenn Sie es bezweifeln, können Sie sich den Sonnenschirm auf dem kleinen Sofa ansehen, den Sie mir heute morgen in den Minories freundlicherweise gereicht haben.

COLONEL: Wenn ich das gewußt hätte, wären Sie nie

—

HOLMES: Nie mehr heil nach Haus gekommen. Dessen war ich mir sehr wohl bewußt. Aber es traf sich, daß Sie es nicht wußten, und hier sitzen wir nun und plaudern gemütlich.

COLONEL: Was Sie da sagen, macht die Sache nur noch schlimmer. Nicht Ihre Agenten waren es, die mir nachgespürt haben, sondern Sie selbst. Warum haben Sie das getan?

HOLMES: Sie haben früher Tiger geschossen?

COLONEL: Ja, Sir.

HOLMES: Aber warum?

COLONEL: Pah! Warum schießt ein Mann einen Tiger? Das Abenteuer. Die Gefahr.

HOLMES: Und zweifellos die Befriedigung, das Land von einer Plage zu befreien, die es verwüstet und auf Kosten deren Bevölkerung es lebt.

COLONEL: Genau.

HOLMES: Mit einem Wort: meine Gründe.

COLONEL: *Springt auf.* Frechheit.

HOLMES: Setzen Sie sich, Sir, setzen Sie sich! Es gab einen weiteren, eher praktischen Grund.

COLONEL: Nun?

HOLMES: Ich will den gelben Krondiamanten.

COLONEL: Auf mein Wort! Nun, sprechen Sie weiter.

HOLMES: Sie wußten, daß ich deswegen hinter Ihnen her war. Der wahre Grund, aus dem Sie heute abend hier sind, ist, herauszufinden, wieviel ich von der Sache weiß. Nun, Sie können davon ausgehen, daß ich *alles* darüber weiß, außer einer Sache, die Sie mir gleich sagen werden.

COLONEL: *Spöttisch.* Und was mag es denn sein?

HOLMES: Wo der Diamant ist.

COLONEL: Oh, das möchten Sie wissen, nicht wahr?
Woher, zum Teufel, sollte ich wissen, wo er ist?

HOLMES: Sie wissen es nicht nur, Sie werden es mir
auch gleich sagen.

COLONEL: Oh, natürlich!

HOLMES: Sie können mich nicht bluffen, Colonel. Sie
sind durchschaubar wie Glas. Ich kann bis in Ihre
hintersten Gedanken sehen.

COLONEL: Dann sehen Sie natürlich auch, wo der
Diamant ist.

HOLMES: Ah! Dann wissen Sie es also. Sie haben es
zugegeben.

COLONEL: Ich gebe gar nichts zu.

HOLMES: Nun, Colonel, wenn Sie vernünftig sind,
könnten wir ins Geschäft kommen. Wenn nicht,
könnten Sie Schaden nehmen.

COLONEL: Und *Sie* reden vom Bluff!

HOLMES: Wissen Sie, was ich in diesem Buch aufbe-
wahre?

COLONEL: Nein, Sir, weiß ich nicht.

HOLMES: Sie.

COLONEL: Mich!

HOLMES: Ja, Sir, *Sie*. Hier sind Sie, alles, was Sie in
Ihrem schändlichen und gefährlichen Leben getan
haben.

COLONEL: Ich warne Sie, Holmes! Gehen Sie nicht zu
weit.

HOLMES: Einige interessante Details, Colonel. Die
wahren Fakten zum Tod von Miss Minnie Warren-
der aus Laburnum Grove. Alles hier drin, Colonel.

COLONEL: Sie – Sie Teufel!

HOLMES: Und die Geschichte des jungen Arbuthnot,
den man ertrunken im Regent's Canal gefunden

hat, kurz bevor er Sie als Falschspieler entlarven wollte.

COLONEL: Ich – ich habe den Jungen niemals ange-
rührt.

HOLMES: Aber er starb zu einem sehr passenden
Zeitpunkt. Wollen Sie noch mehr hören, Colonel?
Es ist genug davon da. Wie wäre es mit dem
Überfall auf den Deluxe-Zug an die Riviera am 13.
Februar 1892? Wie steht's mit dem gefälschten
Scheck bei der Crédit Lyonnais im selben Jahr?

COLONEL: Nein, da täuschen Sie sich.

HOLMES: Dann habe ich mit den anderen also recht.
Nun, Colonel, Sie sind ein Kartenspieler. Wenn der
andere alle Trümpfe in der Hand hält, dann kann
es Zeit sparen, wenn Sie Ihr Blatt hinwerfen.

COLONEL: Wenn an alledem nur ein Wort wahr wäre,
hätte ich dann all die Jahre als freier Mann ver-
bracht?

HOLMES: Man hat mich nicht konsultiert. Es fehlten
Zusammenhänge in der Polizeiakte. Aber ich habe
eine Methode, fehlende Zusammenhänge heraus-
zufinden. Sie können mir glauben, daß ich es
könnte.

COLONEL: Bluff! Mr. Holmes, Bluff!

HOLMES: Oh, Sie möchten, daß ich meine Behaup-
tungen beweise! Nun, wenn ich diese Glocke läu-
te, dann heißt das »Polizei«, und von diesem Mo-
ment an ist mir die Sache aus den Händen
genommen. Soll ich?

COLONEL: Was hat das alles mit dem Edelstein zu
tun, von dem Sie reden?

HOLMES: Langsam, Colonel! Halten Sie Ihre Neugier
im Zaum. Lassen Sie mich auf meine mir eigene,

langweilige Art zum Punkt kommen. Ich habe all das gegen Sie in der Hand, und ich habe außerdem in dieser Sache mit dem Krondiamanten klare Beweise sowohl gegen Sie als auch gegen Ihren kampflustigen Schläger.

COLONEL: In der Tat!

HOLMES: Ich habe einen Kutscher, der Sie nach Whitehall gebracht hat, und den Kutscher, der Sie von dort abgeholt hat. Ich habe den Wärter, der Sie neben der Vitrine hat stehen sehen. Ich habe Ikey Cohen, der sich weigerte, ihn für Sie zu zerschneiden. Ikey hat gesungen, und das Spiel ist aus.

COLONEL: Verflucht!

HOLMES: Das ist das Blatt, mit dem ich spiele. Aber eine Karte fehlt. Ich weiß nicht, wo dieser König der Diamanten ist.

COLONEL: Das werden Sie niemals erfahren.

HOLMES: Na, na! Werden Sie nicht gehässig. Denken Sie doch nach. Man wird Sie für zwanzig Jahre einsperren. Ebenso Sam Merton. Was haben Sie dann schon von Ihrem Diamanten? Überhaupt nichts. Aber wenn Sie mir verraten, wo er ist... nun, wir könnten uns in aller Güte über das Verbrechen einigen. Wir wollen weder Sie noch Sam. Wir wollen den Stein. Geben Sie ihn auf, und soweit es mich betrifft, können Sie so lange in Freiheit bleiben, wie Sie sich zu benehmen wissen. Wenn Ihnen noch so ein Ausrutscher passiert, dann möge Gott Ihnen beistehen. Aber diesmal ist es meine Aufgabe, den Stein herbeizuschaffen, nicht Sie. *Läutet Glocke.*

COLONEL: Aber wenn ich mich weigere?

HOLMES: Dann, leider, werden Sie es sein und nicht der Stein. *Auftritt BILLY.*

BILLY: Ja, Sir.

HOLMES: *Zum Colonel.* Ich glaube, wir sollten besser Ihren Freund Sam zu dieser Konferenz einladen. Billy, vor der Tür wirst du einen großen und sehr häßlichen Mann sehen. Bitte ihn doch heraufzukommen, ja?

BILLY: Ja, Sir. Angenommen, er will nicht kommen, Sir?

HOLMES: Keine Gewalt, Billy! Nicht grob werden. Wenn du ihm sagst, daß Colonel Moran nach ihm schickt, wird er kommen.

BILLY: Ja, Sir. *Abgang BILLY.*

COLONEL: Und was hat das zu bedeuten?

HOLMES: Gerade war mein Freund Watson bei mir. Ich habe ihm gesagt, ich hätte einen Hai und einen Gründling in meinem Netz. Jetzt hole ich mein Netz ein, und schon tauchen sie zusammen auf.

COLONEL: *Lehnt sich nach vorn.* Sie werden nicht in Ihrem Bett sterben, Holmes!

HOLMES: Wissen Sie, ich hatte oft schon die gleiche Idee. Aus diesem Grunde wird Ihr eigenes Ende Sie eher senkrecht als horizontal ereilen. Aber diese Vorfreude ist morbide. Geben wir uns in die zügellosen Freuden der Gegenwart. Es hat keinen Sinn, nach Ihrem Revolver zu tasten, mein Freund, denn Sie wissen sehr gut, daß Sie ihn besser nicht benutzen. Üble, lärmende Dinger, diese Revolver. Bleiben Sie lieber bei Luftgewehren, Colonel Moran. Ah!... Ich glaube, ich höre die anmutigen Schritte Ihres geschätzten Partners. *Auftritt BILLY.*

BILLY: Mr. Sam Merton. *Auftritt SAM MERTON in kariertem Anzug mit schreiender Krawatte und gelbem Mantel.*

HOLMES: Guten Tag, Mr. Merton. Ziemlich feucht auf der Straße, nicht wahr? *Abgang BILLY.*

MERTON: *Zum Colonel.* Was soll das? Was ist los?

HOLMES: Wenn ich es mit einem Wort sagen darf, Mr. Merton, dann würde ich sagen: *Alles* ist los.

MERTON: *Zum Colonel.* Macht der Bursche Witze – oder was? Ich bin nicht in der Stimmung für Witze.

HOLMES: Sie werden im Verlaufe des Abends sogar noch weniger Humor zeigen, ich glaube, das kann ich Ihnen versprechen. Nun, hören Sie zu, Colonel. Ich bin ein vielbeschäftigter Mann, und ich kann keine Zeit verschwenden. Ich gehe ins Schlafzimmer. Ich bitte Sie, fühlen Sie sich in meiner Abwesenheit wie zu Hause. Sie können Ihrem Freund erklären, wie die Lage steht. Ich werde auf meiner Geige die Barkarole versuchen. *Sieht zur Uhr.* In fünf Minuten werde ich zurückkommen und Sie nach Ihrer abschließenden Antwort fragen. Sie haben doch die Alternativen verstanden, oder? Bekommen wir Sie oder den Stein? *Abgang HOLMES, der seine Geige mit sich nimmt.*

MERTON: Was soll das? Er weiß von dem Stein?

COLONEL: Ja, er weiß eine ganze verdammte Menge zuviel darüber. Ich bin nicht sicher, ob er nicht *alles* darüber weiß.

MERTON: Großer Gott!

COLONEL: Ikey Cohen hat geplaudert.

MERTON: Ach ja? Dafür hau' ich ihm ordentlich eine rein.

COLONEL: Aber das wird uns nichts helfen. Wir müssen uns entscheiden, was wir tun.

MERTON: Eine Sekunde. Er hört doch nicht zu, oder?
Geht zur Schlafzimmertür. Nein, die ist zu. Sieht aus,
als wäre sie abgeschlossen. *Musik fängt an.* Ah! Er ist
da drinnen, ganz klar. *Geht zum Vorhang.* Hier, zum
Donnerwetter! *Zieht ihn zurück, enthüllt die Figur.* Da ist
der Bursche schon wieder. Verflucht!

COLONEL: Na! Das ist eine Puppe. Kümmer dich nicht
darum.

MERTON: Eine Fälschung, ja? *Untersucht sie und dreht den
Kopf.* Mein Gott, ich wünschte, ich könnte seinen
eigenen auch so leicht verdrehen. So wahr ich
hier stehe! Madame Tussaud ist nichts dagegen!

Als MERTON zum COLONEL zurückkehrt, gehen plötz-
lich die Lichter aus, und das rote »NICHT BERÜH-
REN!«-Zeichen erscheint. Nach einigen Sekunden ge-
hen die Lichter wieder an. In diesem Moment müssen
die Plätze gelauscht werden.

MERTON: Zum Henker! Hören Sie zu, Chef, das geht
mir langsam auf die Nerven. Liegt es an dem un-
gesüßten Gin, oder woran?

COLONEL: Na! Das ist irgendein kindischer Hokuspo-
kus von diesem Holmes, eine Falle oder ein Alarm
oder so. Paß auf, wir haben keine Zeit zu verlie-
ren. Für den Diamanten kann er uns einlochen.

MERTON: Den Teufel kann er!

COLONEL: Aber er läßt uns laufen, wenn wir ihm sa-
gen, wo der Stein ist.

MERTON: Was, die Beute aufgeben? Hunderttausend
aufgeben?

COLONEL: Entweder oder.

MERTON: Kein Ausweg? Sie haben doch Verstand,
Chef. Sie wissen doch sicher einen Ausweg.

COLONEL: Warte ein bißchen! Ich habe schon bessere Männer als ihn zum Narren gehalten. Ich habe den Stein hier in meiner Geheimtasche. Er könnte heute nacht aus England heraus und noch vor Samstag in Amsterdam in vier Teile geschnitten sein. Er weiß nichts von Van Seddor.

MERTON: Ich dachte, Van Seddor sollte bis zur nächsten Woche warten.

COLONEL: Ja, *sollte* er auch. Aber jetzt muß er das nächste Schiff nehmen. Einer von uns muß mit dem Stein rüber zum »Excelsior« und es ihm sagen.

MERTON: Aber der falsche Boden ist noch nicht in der Hutschachtel!

COLONEL: Nun, dann muß er das Risiko eingehen und ihn so nehmen, wie er ist. Wir dürfen keinen Moment verlieren. Was Holmes betrifft, den können wir leicht zum Narren halten, denn er wird uns nicht festnehmen, wenn er glaubt, daß er den Stein bekommt. Wir setzen ihn auf die falsche Fährte, und bevor er herausfindet, daß er auf der falschen Fährte ist, wird der Stein schon in Amsterdam sein und wir außer Landes.

MERTON: Das ist prima.

COLONEL: Du gehst jetzt und sagst Van Seddor, daß er sich beeilen soll. Ich rede mit diesem Trottel und lege ein falsches Geständnis ab. Ich werde ihm sagen, der Stein ist in Liverpool. Wenn er herausgefunden hat, daß es nicht stimmt, wird nicht mehr viel davon übrig sein, und wir sind längst auf hoher See. *Er sieht sich vorsichtig um, dann holt er eine kleine Lederschachtel aus seiner Tasche und hält sie dem anderen hin.* Hier ist der Krondiamant.

HOLMES: *Nimmt ihn, als er sich aus dem Sessel erhebt. Ich danke Ihnen.*

COLONEL: *Taumelt rückwärts. Der Teufel soll Sie holen, Holmes! Steckt Hand in die Tasche.*

MERTON: Zum Teufel mit ihm!

HOLMES: Keine Gewalt, Gentlemen, keine Gewalt, ich bitte Sie. Sie müssen sich doch darüber im klaren sein, daß Ihre Lage aussichtslos ist. Die Polizei wartet unten.

COLONEL: Sie – Sie Teufel! Wie sind Sie hier hereingekommen?

HOLMES: Die Methode ist offensichtlich, aber wirksam. Einen Moment lang Licht aus, und der Rest ist gesunder Menschenverstand. Ich hatte Gelegenheit, Ihrer geistreichen Unterhaltung beizuwohnen, die, wenn Sie um meine Gegenwart gewußt hätten, furchtbar verkrampft verlaufen wäre. Nein, Colonel, nein. Ich ziele durch meinen Morgenrock mit einer 450er-Derringer auf Sie. *Läutet Glocke. Auftritt BILLY. Schick sie herauf, Billy. Abgang BILLY.*

COLONEL: Verdammt, Sie haben uns geschnappt!

MERTON: Ein ziemlich guter Bulle... Aber was war mit der verflixten Fiedel?

HOLMES: Ah, ja, diese modernen Grammophone! Wundervolle Erfindung. Einfach wundervoll!

VORHANG

Wie Watson den Trick lernte

Watson hatte seinen Gefährten aufmerksam beobachtet, seitdem sich dieser an den Frühstückstisch gesetzt hatte. Zufällig sah Holmes auf, und ihre Blicke trafen sich.

»Nun, Watson, worüber denkst du nach?« fragte er.

»Über dich.«

»Mich?«

»Ja, Holmes, ich dachte, wie oberflächlich deine Tricks doch sind und wie wundervoll es doch ist, daß die Leute weiterhin Interesse daran zeigen.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung«, sagte Holmes. »In der Tat erinnere ich mich, selbst eine ähnliche Bemerkung gemacht zu haben.«

»Deine Methoden«, sagte Watson ernst, »sind wirklich einfach zu erlernen.«

»Zweifellos«, antwortete Holmes lächelnd. »Vielleicht möchtest du ein Beispiel für diese Methode der Beweisführung geben.«

»Mit Vergnügen«, sagte Watson. »Ich kann sagen, daß du äußerst geistesabwesend warst, als du heute morgen aufgestanden bist.«

»Ausgezeichnet!« sagte Holmes. »Woher konntest du das nur wissen?«

»Weil du gewöhnlich ein höchst reinlicher Mensch bist und du dennoch vergessen hast, dich zu rasieren.«

»Du meine Güte! Wie ausgesprochen raffiniert!« sagte Holmes. »Ich hatte keine Ahnung, Watson, daß

du ein derart begabter Schüler bist. Haben deine Adleraugen noch irgend etwas anderes entdeckt?«

»Ja, Holmes. Du hast einen Klienten namens Barlowe, und du bist in diesem Fall nicht erfolgreich gewesen,«

»Du meine Güte, wie konntest du das wissen?«

»Ich habe den Namen auf einem Umschlag gesehen. Als du ihn öffnestest, gabst du ein Grunzen von dir und stopfstest ihn mit finsterem Blick in deine Tasche.«

»Bewundernswert! Du bist in der Tat aufmerksam. Noch weitere Punkte?«

»Ich fürchte, Holmes, daß du dich auf finanzielle Spekulationen eingelassen hast.«

»Wie kannst du das wissen, Watson?«

»Du schlugst die Zeitung auf, blättertest zur Finanzseite und gabst einen lauten Ausruf der Anteilnahme von dir.«

»Nun, das ist sehr clever von dir, Watson. Noch mehr?«

»Ja, Holmes, anstelle deines Morgenrocks hast du deinen schwarzen Mantel angezogen, was beweist, daß du in Kürze einen wichtigen Besucher erwartest.«

»Noch etwas?«

»Ich hege keinerlei Zweifel, daß ich noch andere Punkte finden könnte, Holmes, aber ich nenne nur diese, um zu zeigen, daß es auch andere Menschen auf der Welt gibt, die so schlau sind wie du.«

»Und manche, die nicht so schlau sind«, sagte Holmes. »Ich gebe zu, daß es nur wenige sind, aber ich fürchte, Watson, daß ich dich zu ihnen zählen muß.«

»Was meinst du damit, Holmes?«

»Nun, mein lieber Freund, ich fürchte, deine Schlußfolgerungen sind nicht so glücklich ausgefallen, wie ich es mir gewünscht hätte.«

»Du meinst, ich habe mich geirrt.«

»Ich fürchte, das ist beinah das richtige Wort. Laß uns die Punkte in Reihenfolge betrachten: Ich habe mich nicht rasiert, weil ich mein Rasiermesser zum Schärfen gegeben habe. Ich habe meinen Mantel angezogen, weil ich unglücklicherweise einen frühen Termin bei meinem Zahnarzt habe. Sein Name ist Barlowe, und der Brief sollte den Termin bestätigen. Die Cricketseite ist neben der Finanzseite, und ich habe sie aufgeblättert und festgestellt, daß Surrey einen Erfolg gegen Kent verbuchen konnte. Aber mach weiter, Watson, mach weiter! Es ist ein sehr oberflächlicher Trick, und du wirst ihn dir sicherlich bald angeeignet haben.«

Das Geheimnis von Sasassa Valley

Weiß ich, warum Tom Donahue »Lucky Tom« genannt wird? Ja, ich weiß es, und das ist mehr, als die meisten, die ihn so nennen, von sich behaupten können. Ich habe mich zu meiner Zeit ziemlich herumgetrieben und so einige seltsame Dinge gesehen, aber nichts war seltsamer als die Art und Weise, wie Tom diesen Spitznamen und sein Vermögen bekam. Denn ich war damals bei ihm. – Es erzählen? Oh, natürlich, aber es ist eine längere und sehr merkwürdige Geschichte, also füllen Sie Ihr Glas, und zünden Sie sich noch eine Zigarre an, während ich versuche, sie herunterzuraseln. Ja, sehr merkwürdig, schlägt so manches Märchen, das ich gehört habe, aber sie ist wahr, Sir, jedes Wort davon. In Cape Colony leben noch Männer, die sich daran erinnern und bestätigen können, was ich sage. Oft schon wurde die Geschichte an den Kaminen der Burenhütten von Orange State bis Griqualand erzählt. Ja und auch draußen im Busch und auf den Diamantenfeldern.

Jetzt bin ich eher ungehobelt, Sir, aber ich war einmal in Middle Temple eingeschrieben und studierte, um Anwalt zu werden. Tom – welch Unglück – war einer meiner Kommilitonen. Und was für eine wilde Zeit wir dort hatten, bis unsere Finanzen schließlich nachließen und wir gezwungen waren, unsere sogenannten Studien aufzugeben und nach einem Ort der Erde Ausschau zu halten, an dem zwei junge Burschen, mit kräftigen Armen und kerngesund, ihr Glück machen konnten. In jenen Tagen hatte die Auswanderungswelle nach Afrika noch kaum eingesetzt, und so glaubten wir, die besten Chancen unten in Cape Colony zu ha-

ben. Nun – um mich kurz zu fassen –, wir segelten los und kamen mit weniger als fünf Pfund in unseren Taschen in Cape Town an. Und dort trennten wir uns. Wir versuchten uns bei vielen Dingen und hatten unsere Tief- und Höhepunkte, aber als uns der Zufall nach drei Jahren ins Landesinnere führte und wir uns wiedertrafen, waren wir, ich bedaure es sagen zu müssen, in beinah ebenso mißlicher Lage wie am Anfang.

Nun, das war kein ausgesprochen guter Beginn, und wir waren äußerst entmutigt, so sehr entmutigt, daß Tom davon sprach, zurück nach England zu gehen und sich eine Stellung zu suchen. Denn, verstehen Sie, wir wußten nicht, daß wir all unsere niedrigen Karten ausgespielt hatten und daß jetzt die Trümpfe auf den Tisch kommen sollten. Nein, wir dachten, unsere »Karten« wären durchweg schlecht. Wir waren in einem sehr einsamen Teil des Landes, der von ein paar verstreuten Farmern bewohnt wurde, deren Häuser von Pfählen umgeben und eingezäunt waren, um sich gegen die Kaffern zu verteidigen. Tom Donahue und ich hatten eine kleine Hütte weit draußen im Busch, aber es war bekannt, daß wir beide nichts besaßen und daß wir mit unseren Revolvern umgehen konnten, also hatten wir nur wenig zu befürchten. Dort warteten wir, nahmen Gelegenheitsarbeiten an und hofften, daß irgend etwas passieren würde. Nun, als wir etwa einen Monat dort gewesen waren, passierte eines Nachts tatsächlich etwas, etwas, das uns beide gemachte Männer werden ließ. Und von dieser Nacht, Sir, will ich Ihnen erzählen. Ich erinnere mich gut. Der Wind heulte an unserer Hütte vorbei, und der Regen drohte, unser behelfsmäßiges Fenster einzuschlagen. Im Herd knackte und zischte ein großes Holzfeuer, an dem ich

saß und eine Peitsche flickte, während Tom in seiner Falle lag und trostlos den Zufall beklagte, der ihn an einen solchen Ort geführt hatte.

»Kopf hoch, Tom – Kopf hoch«, sagte ich. »Niemand weiß, was ihn erwartet.«

»Pech, nur Pech, Jack«, antwortete er. »Ich war immer schon ein Pechvogel. Jetzt bin ich seit drei Jahren in diesem widerwärtigen Land, und ich sehe Bur-schen, die frisch aus England kommen und nur so mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, während ich noch immer so arm bin, wie ich war; als ich an Land kam. Ach, Jack, wenn du deinen Kopf über Wasser halten willst, alter Freund, dann mußt du dein Glück weit weg von mir versuchen.«

»Unsinn, Tom. Du hast heute einen schlechten Tag. Aber hör doch! Draußen kommt jemand. Dem Schritt nach ist es Dick Wharton. Wenn dich jemand aufhe-tern kann, dann er.«

Schon wurde die Tür aufgerissen, und der wackere Dick Wharton trat von Wasser triefend ein, sein herzli-ches, rotes Gesicht tauchte wie ein herbstlicher Mond aus dem Nebel auf. Er schüttelte sich, und nachdem er uns begrüßt hatte, setzte er sich ans Feuer, um sich zu wärmen.

»Wohin des Wegs, Dick, in einer Nacht wie dieser?« sagte ich. »Du wirst noch merken, daß Rheumatismus ein schlimmerer Feind ist als die Kaffern, wenn du kein geregelteres Leben führst.«

Dick sah ungewöhnlich ernst aus, beinahe ängstlich, könnte man sagen, wenn man den Mann nicht kennen würde. »Mußte gehen«, erwiderte er, »ich mußte ge-hen. Eines von Madisons Rindern ist gesehen worden, wie es sich drüben im Sasassa Valley verlaufen hat,

und in *das* Tal wollte natürlich keiner von unseren Schwarzen hinunter. Und wenn wir bis zum Morgen gewartet hätten, wäre das Vieh auf Kaffernland gewesen.«

»Warum wollen sie bei Nacht nicht ins Sasassa Valley?« fragte Tom.

»Kaffern, nehme ich an«, sagte ich.

»Geister«, sagte Dick.

Wir lachten beide.

»Ich schätze, einem sachlichen Burschen wie dir haben sie keinen Einblick in ihre Zauberkünste gegeben?« sagte Tom von seinem Bett her.

»Doch«, sagte Dick ernst, »doch. Ich habe gesehen, wovon die Nigger geredet haben. Und ich verspreche euch, Freunde, das möchte ich niemals wiedersehen.«

Tom setzte sich in seinem Bett auf. »Unsinn, Dick. Mach keine Witze, Mann! Komm, erzähl uns alles davon. Erst die Geschichte und dein Erlebnis hinterher. – Reich ihm die Flasche rüber, Jack.«

»Nun, was die Sage betrifft«, begann Dick, »so scheint die Überlieferung der Schwarzen zu berichten, daß im Sasassa Valley ein schrecklicher Dämon umgeht. Jäger und Wanderer, die durch den Hohlweg gegangen sind, haben seine glühenden Augen unter den Schatten der Felswände gesehen. Und man sagt, daß das Leben eines jeden, der dem unheilvollen Blick begegnet ist, der heimtückischen Macht dieses Wesens verfällt. Ob das wahr ist oder nicht«, fuhr Dick trübsinnig fort, »werde ich vielleicht selbst herausfinden können.«

»Weiter, Dick, weiter«, rief Tom. »Erzähl uns, was du gesehen hast.«

»Nun, ich tastete mich ins Tal hinunter und suchte nach dieser Kuh von Madison, und ich glaube, ich war schon halbwegs unten, da ragte ein schwarzes, felsiges Kliff in die Schlucht zur Rechten hinaus, und ich legte eine Pause ein, um einen Schluck aus meiner Flasche zu nehmen. Ich hatte meine Augen auf das hervorstehende Kliff geheftet, das ich erwähnt habe, und bemerkte nichts Ungewöhnliches daran. Dann steckte ich meine Flasche ein und machte einen oder zwei Schritte vorwärts, als augenblicklich – offenbar vom Fuße des Felsens –, etwa acht Fuß über dem Boden und hundert Yards von mir entfernt, ein seltsames, unheimliches Leuchten zu flackern und zu vibrieren begann, das gleichmäßig erstarb und dann wieder erschien. – Nein, nein. Ich habe schon viele Glühwürmchen und Leuchtkäfer gesehen – nichts dergleichen. Da glimmte es vor sich hin, und ich schätze, ich habe es angestarrt, am ganzen Körper zitternd, volle zehn Minuten lang. Dann tat ich einen Schritt vorwärts, und im selben Augenblick verschwand es, verschwand wie eine ausgeblasene Kerze. Ich trat wieder zurück, aber es dauerte einige Zeit, bis ich die Position wiedergefunden hatte, von der aus es zu sehen gewesen war. Und da war es schließlich, das merkwürdige, rötliche Licht, glimmte vor sich hin wie zuvor. Da nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und stürzte mich auf den Felsen. Aber der Boden war so uneben, daß es unmöglich war, geradeaus zu sehen, und obwohl ich die gesamte Grundlinie des Kliffs entlanggegangen bin, konnte ich nichts sehen. Dann machte ich mich auf den Weg nach Haus, und ich kann euch sagen, Freunde, ich habe den Regen erst bemerkt, als

ihr mich darauf aufmerksam gemacht habt. – Aber he-
da! Was ist mit Tom?»

Tatsächlich. Was war mit Tom? Er saß auf seiner Ko-
je, beide Beine am Boden, und sein ganzes Gesicht
zeugte von beinah schmerzhafter Aufregung. »Ein
Dämon hätte zwei Augen. Wie viele Lichter hast du ge-
sehen, Dick? Sag schon!«

»Nur eines.«

»Hurra«, rief Tom aus. »Das ist besser!« Woraufhin
er die Decken in die Mitte des Zimmers schleuderte
und begann, mit langen, fieberhaften Schritten auf und
ab zu gehen. Plötzlich blieb er Dick gegenüber stehen
und legte ihm seine Hand auf die Schulter: »Sag mir,
Dick, könnten wir vor Sonnenaufgang im Sasassa Val-
ley sein?«

»Kaum«, sagte Dick.

»Nun, hör zu. Wir sind alte Freunde, Dick Wharton,
du und ich. Also, erzähl niemand anderem, was du uns
erzählt hast, eine Woche lang. Versprichst du mir das,
ja?«

An dem Ausdruck auf Dicks Gesicht, als er einwillig-
te, konnte ich sehen, daß er den armen Tom für
wahnsinnig hielt. Und tatsächlich war auch mir sein
Verhalten vollkommen rätselhaft. Ich hatte jedoch
schon so viele Beweise für den Verstand und die
schnelle Auffassungsgabe meines Freundes bekom-
men, daß ich es immerhin für möglich hielt, daß Whar-
tons Geschichte in seinen Augen einen Sinn machte,
den zu erkennen ich allzu begriffsstutzig war.

Die ganze Nacht über war Tom Donahue in höchster
Aufregung, und als Wharton ging, bat er ihn, sich an
sein Versprechen zu erinnern, und entlockte ihm au-
ßerdem sowohl eine Beschreibung der genauen Stelle,

an der er die Erscheinung gesehen hatte, als auch die Uhrzeit, zu der sie aufgetaucht war. Nachdem er fort war – es muß etwa vier Uhr morgens gewesen sein –, haute ich mich in die Falle und beobachtete Tom, der am Feuer saß und zwei Zweige zusammenband. Dann schlief ich ein. Ich glaube, ich muß wohl ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, aber als ich aufwachte, saß Tom noch immer in derselben Stellung da und war mit derselben Arbeit beschäftigt. Er hatte den einen Zweig quer über die Spitze des anderen gebunden, so daß sie in etwa ein T darstellten, und war jetzt dabei, einen kleineren Zweig in dem dazwischenliegenden Winkel zu befestigen, damit man das Kreuz in jedem gewünschten Maße entweder aufrichten oder niederdrücken konnte. Er hatte außerdem Kerben in den rechtwinkligen Zweig geschnitzt, so daß das Kreuz mit Hilfe einer kleinen Stütze für unbegrenzte Zeit in jeder beliebigen Position stehen konnte.

»Sieh her, Jack!« rief er, als er sah, daß ich wach war. »Komm und sag mir deine Meinung. Angenommen, ich würde dieses Kreuz auf ein Ding zeigen lassen und es so aufstellen, daß es stehenbleibt, und ich würde es dort lassen, dann könnte ich dieses Ding doch wiederfinden, wenn ich es wollte – glaubst du nicht, daß ich das könnte, Jack – glaubst du nicht?« fuhr er nervös fort und packte mich beim Arm.

»Nun«, antwortete ich, »es würde davon abhängen, wie weit dieses Ding entfernt wäre und wie genau du darauf gezielt hast. Wenn es weiter weg ist, würde ich Visiere in das Kreuz schnitzen, dann einen Faden ans Ende binden und ein Senkblei davorhalten. Das müßte dich ziemlich nah an das heranführen, was du suchst.

Aber ehrlich, Tom, so willst du den Geist doch nicht aufspüren?«

»Heute nacht wirst du es sehen, alter Freund – heute nacht wirst du es sehen. Ich bringe das Kreuz nach Sasassa Valley. Du leihst dir Madisons Brechstange und kommst mit mir. Aber erzähl niemandem, wohin du gehst oder wofür du sie brauchst.«

Den ganzen Tag über war Tom im Zimmer auf und ab gegangen oder hatte an seiner Vorrichtung gearbeitet. Seine Augen glänzten, seine Wangen hatten hektische Flecken, und er zeigte alle Symptome hohen Fiebers. »Gebe Gott, daß Dicks Diagnose nicht richtig war!« dachte ich, als ich mit der Brechstange zurückkehrte. Und doch, als der Abend kam, fand ich mich selbst dabei wieder, seine Aufregung unmerklich zu teilen.

Gegen sechs Uhr sprang Tom auf und packte seine Zweige. »Ich kann es nicht länger aushalten, Jack«, rief er. »Das Brecheisen geschultert und auf nach Sasassa Valley! Die Arbeit der heutigen Nacht wird unser Glück oder Verderben sein! Nimm deinen Sechsschüssigen, falls wir die Kaffern treffen. Ich wage meinen nicht mitzunehmen, Jack«, fuhr er fort und legte seine Hände auf meine Schultern, »ich wage meinen nicht mitzunehmen, denn wenn mich das Unglück auch heute nacht nicht verläßt, weiß ich nicht, was ich damit tun könnte.«

Nun, nachdem wir unsere Taschen mit Proviant gefüllt hatten, brachen wir auf, und auf dem mühsamen Weg zum Sasassa Valley versuchte ich meinem Gefährten immer wieder irgendeinen Hinweis auf sein Vorhaben zu entlocken. Aber seine einzige Antwort war: »Wir müssen uns beeilen, Jack. Wer weiß, wie

viele inzwischen schon von Whartons Abenteuer erfahren haben! Wir müssen uns beeilen, sonst sind wir nicht die ersten!«

Nun, Sir, wir kämpften uns etwa zehn Meilen weit bergauf und bergab, bis wir schließlich, nachdem wir eine Klippe hinuntergestiegen waren, direkt in eine Schlucht sahen, die sich vor uns so dunkel und unheimlich öffnete, als wäre sie das Tor zum Hades. Felswände, die mehrere hundert Fuß hoch waren, umsäumten zu beiden Seiten den düsteren, von Steinen übersäten Weg, der durch den vom Spuk befallenen Hohlweg ins Kaffernland führte. Der Mond stieg über den Klippen auf und ließ die rauen, unregelmäßigen Spitzen der Felsen, die sie überragten, deutlich hervortreten, während alles darunter dunkel war wie der Mount Erebus.

»Das Sasassa Valley?« sagte ich.

»Ja«, sagte Tom.

Ich sah ihn an. Er war jetzt ruhig. Die Röte und das Fieber waren fort, seine Handlungen waren überlegt und ruhig. Dennoch lagen eine gewisse Härte auf seinem Gesicht und ein Glänzen in seinen Augen, welches zeigte, daß er sich in einer Krise befand.

Wir betraten den Durchgang und stolperten zwischen den großen Felsblöcken vorwärts. Plötzlich hörte ich, daß Tom einen kurzen und schnellen Schrei ausstieß. »Das ist die Klippe!« rief er und deutete auf einen großen Brocken, der vor uns in der Dunkelheit aufragte. »Und jetzt, Jack, tu mir den Gefallen, und gebrauch deine Augen! Ich schätze, wir sind ungefähr hundert Yards von diesem Vorsprung entfernt. Du gehst also langsam in die eine Richtung, und ich mache das gleiche in die andere. Wenn du irgend etwas

siehst, bleib stehen und ruf mich. Mach pro Schritt nicht mehr als zwölf Inches, und halt deine Augen etwa acht Fuß über dem Boden auf das Kliff gerichtet. Bist du bereit?»

»Ja.« Inzwischen war ich aufgeregter als Tom. Ich konnte mir nicht vorstellen, welche Absicht oder welches Ziel er verfolgte, abgesehen davon, daß er den Teil des Kliffs, von dem das Leuchten kam, bei Tageslicht betrachten wollte. Dennoch war der Einfluß der geheimnisvollen Situation und der unterdrückten Aufregung meines Gefährten so groß, daß ich das Blut durch meine Adern strömen hörte und die Pulsschläge an meinen Schläfen zählen konnte.

»Jetzt!« rief Tom, und wir gingen los, er zur Rechten, ich zur Linken, jeder von uns die Augen gespannt auf den Boden vor der Klippe geheftet. Ich war vielleicht zwanzig Fuß weit gegangen, als ich es plötzlich sehen konnte. In der zunehmenden Dunkelheit schien ein kleiner, rötlicher Punkt, dessen Licht verblaßte und stärker wurde, flackerte und vibrierte, wobei jede Veränderung immer merkwürdigere Effekte hervorrief. Der alte Aberglaube der Kaffern kam mir in den Sinn, und ich spürte einen kalten Schauer, der mir über den Rücken lief. In meiner Erregung tat ich einen Schritt zurück, und sofort ging das Licht aus und hinterließ vollkommene Dunkelheit. Als ich wieder vortrat, erschien wieder das rötliche Leuchten am Fuße des Kliffs. »Tom, Tom!« rief ich.

»Ay, ay!« hörte ich ihn hervorstoßen, als er zu mir herübereilte.

»Da ist es – da, oben am Kliff!«

Tom stand ganz nah neben mir. »Ich sehe nichts«, sagte er.

»Aber, da, da, Mann, direkt vor dir!« Während ich sprach, trat ich nach rechts, und augenblicklich verschwand das Licht vor meinen Augen.

Aber Toms Ausrufe der Freude sagten mir, daß es von meiner vorherigen Position aus auch für ihn sichtbar war. »Jack«, rief er, als er sich mir zuwandte und kräftig meine Hand drückte, »Jack, du und ich, wir können uns nie wieder über unser Glück beklagen. Jetzt laß uns da, wo wir stehen, ein paar Steine aufeinanderstapeln. – Genau. Jetzt müssen wir meinen Wegweiser sorgfältig darauf befestigen. So! Da müßte schon ein kräftiger Windstoß kommen, um ihn herunterzuwehen. Und wir müssen nur bis zum Morgen ausharren. Oh, Jack, mein Junge, wenn ich daran denke, daß wir erst gestern überlegt haben, Angestellte zu werden, und du sagtest, daß kein Mensch wüßte, was ihn erwartet! Donnerwetter, Jack, das würde eine gute Geschichte hergeben!«

Inzwischen hatten wir den rechtwinkligen Zweig fest zwischen zwei großen Steinen befestigt, und Tom beugte sich herab und spähte entlang der Waagerechten. Eine volle Viertelstunde lang war er abwechselnd damit beschäftigt, sie anzuheben oder abzusenken, bis er die Stütze schließlich mit einem Seufzer der Befriedigung in dem Winkel befestigte und aufstand. »Sieh es dir an, Jack«, sagte er. »Du hast einen besseren Blick als jeder andere, den ich kenne.«

Ich sah es mir an. Dort war – deutlich zu erkennen – der funkelnde Fleck und saß offenbar am Ende des Zweiges selbst, so genau war er ausgerichtet.

»Und nun, mein Junge«, sagte Tom, »laß uns zu Abend essen und schlafen. Heute nacht können wir nichts mehr tun. Aber morgen werden wir all unsere

Kraft und Klugheit brauchen. Hol ein paar Zweige und entzünde hier ein Feuer, und dann können wir ein Auge auf unseren Wegweiser werfen und aufpassen, daß ihm in der Nacht nichts passiert.«

Nun, Sir, wir entzündeten ein Feuer und aßen zu Abend, während die Augen des Dämons von Sasassa die ganze Nacht über glühten. Jedoch nicht immer an derselben Stelle, denn als ich nach dem Abendessen am Visier entlang einen weiteren Blick darauf warf, war das Leuchten nirgendwo zu sehen. Diese Mitteilung schien Tom jedoch in keiner Weise zu stören. Er bemerkte nur: »Es ist der Mond, nicht das Ding, das seine Position verändert hat«, und er rollte sich zusammen und schlief ein.

Im frühen Morgengrauen waren wir beide auf und sahen an unserem Zeiger entlang zum Kliff, aber das einzige, was wir erkennen konnten, war die tote, gleichförmig schieferfarbene Oberfläche, die an der Stelle, die wir untersuchten, vielleicht rauher war als anderswo, ansonsten aber nichts Bemerkenswertes darstellte.

»Und jetzt zu deiner Idee, Jack!« sagte Tom Donahue und löste ein langes, dünnes Band von seiner Taille. »Du hältst es fest und führst mich, während ich das andere Ende in der Hand habe.« Mit diesen Worten ging er zum Fuße des Kliffs hinüber, hielt ein Ende des Bandes, während ich das andere stramm spannte und um die Mitte des waagerechten Zweiges band, wobei ich es durch das Visier am Ende führte. Auf diese Weise konnte ich Tom nach rechts oder links lenken, bis sich unser Faden von seiner Befestigung durch das Visier zu dem Felsen hinüber erstreckte, den er etwa acht Fuß über dem Boden berührte. Tom zeichnete ei-

nen Kreidekreis von ungefähr drei Fuß Durchmesser um den Punkt herum, und dann rief er, ich solle zu ihm herüberkommen. »Wir haben diese Sache gemeinsam geregelt, Jack«, sagte er, »und wir werden auch gemeinsam herausfinden, was es herauszufinden gibt.« Der Kreis, den er gezeichnet hatte, umfaßte einen Teil des Felsens, der weicher war als der Rest, ganz abgesehen davon, daß etwa in der Mitte ein paar grobe Vorsprünge oder Verdickungen waren. Auf einen von diesen deutete Tom mit einem freudigen Aufschrei. Es war ein rauher, bräunlicher Klumpen etwa von der Größe einer geballten Faust und sah aus wie ein Stück schmutziges Glas, das man in die Wand des Kliffs eingelassen hatte. »Das ist es!« rief er. »Das ist es!«

»Das ist was?«

»Na, Mann, ein *Diamant*, und einer, um dessen Besitz jeder Monarch Europas Tom Donahue beneiden würde. Her mit der Brechstange, und schon bald haben wir den Dämon von Sasassa Valley ausgetrieben!«

Ich war so erstaunt, daß ich einen Moment lang sprachlos vor Überraschung dand und den Schatz anstarrte, der uns so unerwartet in die Hände gefallen war.

»Hier, reich mir die Brechstange«, sagte Tom. »Also, wenn wir diese kleine, runde Ausbuchtung, die hier aus dem Kliff herausragt, als Hebepunkt benutzen, sind wir vielleicht in der Lage, ihn herauszuheben. – Ja, da kommt er schon. Ich hätte nie gedacht, daß er so schnell kommt. Nun, Jack, je schneller wir zurück zu unserer Hütte und dann hinunter nach Cape Town kommen, desto besser.«

Wir wickelten unseren Schatz ein und machten uns über die Hügel hinweg auf den Weg nach Haus. Auf dem Weg erzählte mir Tom, wie er als Jurastudent in der Bibliothek von Middle Temple auf die verstaubte Abhandlung eines gewissen Jans van Hounym gestoßen war, die von einem Erlebnis berichtete, welches dem unseren sehr ähnlich zu sein schien. Im ausgehenden siebzehnten Jahrhundert war es einem reichen Holländer zugestoßen und mit der Entdeckung eines strahlenden Diamanten geendet. Diese Erzählung war es gewesen, an die sich Tom erinnerte, als er die Gespenstergeschichte des redlichen Dick Wharton gehört hatte, während die Mittel, derer er sich bediente, um seine Annahme zu verifizieren, seinem eigenen, schöpferischen irischen Hirn entsprungen waren.

»Wir bringen ihn hinunter nach Cape Town«, fuhr Tom fort, »und wenn wir da keinen Vorteil rausschlagen können, so lohnt es sich für uns allemal, damit nach London zu fahren. Aber laß uns erst zu Madison gehen. Er kennt sich mit solchen Dingen aus und kann uns vielleicht eine Vorstellung davon geben, was wir als fairen Preis für unseren Schatz betrachten dürfen.«

Daher bogen wir vom Weg ab, bevor wir unsere Hütte erreichten, und blieben auf dem engen Pfad, der zu Madisons Farm führte. Er war beim Mittagessen, als wir eintraten, und eine Minute später saßen wir neben ihm, jeder auf einer Seite, und genossen südafrikanische Gastfreundschaft.

»Nun«, sagte er, nachdem die Diener gegangen waren, »was liegt in der Luft? Ich sehe, daß ihr mir etwas zu sagen habt. Was ist es?«

Tom holte sein Päckchen hervor und band feierlich die Taschentücher auf, die es umhüllten. »Da!« sagte

er und legte den Kristall auf den Tisch. »Was glaubst du, wäre ein fairer Preis dafür?«

Madison nahm ihn in die Hand und untersuchte ihn kritisch. »Nun«, sagte er, als er ihn wieder hinlegte. »Im unbearbeiteten Zustand ungefähr zwölf Shilling die Tonne.«

»Zwölf Shilling!« rief Tom und sprang auf. »Siehst du nicht, was das ist?«

»Steinsalz!«

»Unsinn. Ein Diamant.«

»Probier es!« sagte Madison.

Tom brachte es an seine Lippen, riß es mit einem furchtbaren Aufschrei herunter und rannte aus dem Zimmer.

Ich war selbst traurig und enttäuscht, aber als ich mich daran erinnerte, was Tom von der Pistole gesagt hatte, verließ auch ich das Haus, um zur Hütte zu gehen, und ließ Madison mit offenem Mund zurück. Als ich eintrat, lag Tom mit dem Gesicht zur Wand auf seinem Bett, offenbar zu niedergeschlagen, um auf meinen Trost zu antworten. Ich verfluchte Dick und Madison, den Dämon von Sasassa und alles andere, und ich schlich aus der Hütte, um mich bei einer Pfeife nach unserem ermüdenden Abenteuer auszuruhen. Ich war etwa fünfzig Yards von der Hütte entfernt, als ich von dort ein Geräusch vernahm, das zu hören ich als letztes erwartet hatte. Wäre es ein Stöhnen oder ein Fluch gewesen, hätte ich es als natürlich angesehen, aber das Geräusch, das mich veranlaßte, stehen zu bleiben und meine Pfeife aus dem Mund zu nehmen, war das herzliche Donnern eines Lachens! Im nächsten Augenblick trat Tom selbst aus der Tür, sein ganzes Gesicht leuchtend vor Freude. »Hast du Lust, noch ei-

nen Spaziergang über zehn Meilen zu machen, alter Knabe?»

»Was? Für noch einen Klumpen Steinsalz zu zwölf Shilling die Tonne?»

»Nichts dergleichen, es wird dir gefallen«, grinste Tom. »Hör mir zu, Jack. Was für verflixte Dummköpfe wir sind, uns von einer solchen Lappalie umhauen zu lassen! Setz dich nur fünf Minuten auf diesen Baumstumpf, und ich werde es dir erklären. Du hast wie ich schon viele Klumpen Steinsalz im Fels gesehen, auch wenn wir diese Sache verpatzt haben. Aber, Jack, haben die Stücke, die du gesehen hast, in der Dunkelheit jemals heller geleuchtet als ein Glühwürmchen?»

»Nun, das kann ich nicht gerade behaupten.«

»Ich wage zu prophezeien, daß wir, wenn wir bis heute nacht warten würden – was wir nicht tun werden –, immer noch sehen könnten, wie das Licht zwischen den Felsen glüht. Daher, Jack, haben wir, als wir das wertlose Salz mitnahmen, den falschen Kristall genommen. In diesen Bergen ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Brocken Steinsalz keinen Fuß weit von einem Diamanten entfernt liegt. Er hat unseren Blick gefangen, und wir waren aufgeregt, und so haben wir uns wie Dummköpfe benommen und *den eigentlichen Stein zurückgelassen*. Verlaß dich darauf, Jack, der Juwel von Sasassa liegt innerhalb des magischen Kreidekreises dort drüben am Kliff. Komm, alter Freund, zünde deine Pfeife an, und nimm deinen Revolver, und wir sind da, bevor dieser Madison Zeit genug hatte, zwei und zwei zusammenzuzählen.« Ich glaube, ich war diesmal nicht besonders zuversichtlich. Tatsächlich hatte ich begonnen, diesen Diamanten als ausgesprochenes Ärgernis zu betrachten. Um Toms

Erwartungen jedoch nicht zu dämpfen, erklärte ich mich zum Aufbruch bereit. Was für eine Wanderung es war! Tom war immer schon ein guter Bergsteiger, aber an diesem Tag schien ihm seine Aufregung Flügel zu verleihen, während ich so gut es ging hinter ihm herkletterte. Als wir auf eine halbe Meile herangekommen waren, verdoppelte er seine Geschwindigkeit und hielt erst an, als er den runden, weißen Kreis auf dem Kliff erreicht hatte. Armer, alter Tom! Als ich ankam, hatte sich seine Stimmung verändert, und er stand mit den Händen in seinen Taschen und starrte mit leerem Blick und trübsinniger Miene vor sich hin.

»Sieh doch!« sagte er. »Sieh doch!« Und er deutete auf das Kliff. Keine Spur von irgend etwas, das auch nur im mindesten einem Diamanten ähnelte. Der Kreis enthielt nichts weiter als ebenen, schieferfarbenen Stein mit einem großen Loch, wo wir das Steinsalz entnommen hatten, und eine oder zwei weitere Vertiefungen. Keine Spur von dem Juwel.

»Ich habe jeden Inch davon durchsucht«, sagte der arme Tom.

»Er ist nicht da. Jemand ist hier gewesen, hat die Kreide bemerkt und ihn mitgenommen. Komm mit nach Haus, Jack. Ich fühle mich elend und müde. Oh! Kein Mensch hat solches Glück wie ich!«

Ich wandte mich zum Gehen, warf aber zuerst noch einen letzten Blick auf das Kliff. Tom war schon zehn Schritte weiter.

»Hallo!« schrie ich. »Siehst du denn nicht, daß sich der Kreis seit gestern verändert hat?«

»Was meinst du?« sagte Tom.

»Vermißt du denn nichts von dem, was gestern da war?«

»Das Steinsalz?« sagte Tom.

»Nein, aber die kleine, runde Wölbung, die wir als Hebepunkt genommen haben. Ich schätze, wir haben sie abgerissen, als wir sie als Hebel benutzt haben. Laß uns nachsehen, woraus sie besteht.«

Daraufhin suchten wir zwischen den losen Steinen am Fuße des Kliffs.

»Da ist es, Jack! Wir haben es geschafft! Wir sind gemachte Leute!«

Ich drehte mich um, und Tom stand da, strahlend vor Freude und mit einer kleinen Ecke von schwarzem Stein in der Hand. Zuerst sah es nur aus wie ein Splitter vom Kliff, aber von seinem Boden ragte ein Ding hervor, auf das Tom jetzt jubelnd deutete. Es sah erst aus wie ein Glasaugenstein, aber es waren eine Tiefe und ein solcher Glanz darin, wie ihn Glas niemals an den Tag legte. Diesmal gab es keinen Irrtum. Wir waren mit Sicherheit im Besitz eines Juwels von großem Wert. Und leichten Herzens verließen wir das Tal und nahmen den »Dämon«, der so lange Zeit hier regiert hatte, mit uns.

Da haben Sie es, Sir. Ich habe meine Geschichte zu weit ausgesponnen und Sie vielleicht gelangweilt. Sehen Sie, wenn ich anfangen will, von diesen alten, rauhen Tagen zu erzählen, sehe ich irgendwie diese kleine Hütte wieder und den Bach daneben und den Busch, und noch einmal scheint es mir, als hörte ich Toms ehrliche Stimme. Ich kann nur wenig mehr dazu sagen. Wir hatten Glück mit dem Juwel. Wie Sie wissen, hat sich Tom Donahue hier niedergelassen und ist inzwischen in der ganzen Stadt bekannt. Mir ist es gut ergangen, als Farmer und Straußenzüchter in Afrika. Wir haben den guten Dick Wharton ins Geschäft ge-

bracht, und er ist einer unserer nächsten Nachbarn. Sollten Sie jemals zu uns kommen, Sir, vergessen Sie nicht, nach Jack Turnbull zu fragen – Jack Turnbull von der Sasassa-Farm.

Der seltsame Fall des Oscar Slater

Conan Doyle als Sherlock Holmes

Im Jahre 1909 lebte in Glasgow eine zweiundachtzigjährige unverheiratete Lady mit Namen Miss Marion Gilchrist. Sie hatte seit dreißig Jahren in derselben Wohnung gelebt, die im ersten Stock des Hauses Nr. 15 Queen's Terrace gelegen war. Die Wohnung darüber stand leer, und die einzigen unmittelbaren Nachbarn waren eine Familie namens Adams im Erdgeschoß darunter, deren Haushalt eine separate Tür besaß, die gleich neben dem Wohnungseingang lag. Die alte Lady hatte eine Angestellte namens Helen Lambie, ein einundzwanzigjähriges Mädchen. Dieses Mädchen war seit drei oder vier Jahren bei Miss Gilchrist gewesen. Allen Darstellungen zufolge war Miss Gilchrist eine äußerst achtenswerte Person, die ein stilles und ereignisloses Leben führte. Sie war einigermaßen wohlhabend, und sie hatte ein charakteristisches Merkmal für eine Lady ihres Alters und ihrer Kreise: Sie besaß eine äußerst wertvolle Sammlung von Juwelen. Diese Juwelen waren als Broschen, Ringe, Ohrgehänge etc. verarbeitet und zu verschiedenen Zeiten gekauft worden, und die Sammlung war in einigen Jahren enorm gewachsen. Da sie ein zurückgezogenes Leben führte, ist es schwer vorstellbar, wie irgend jemand außerhalb eines sehr kleinen Kreises von dem Schatz wissen konnte. Der Wert dieser Stücke betrug etwa dreihunderttausend Pfund. Es war eine furchtsame Freude, die ihr dieser Besitz bereitete, denn mehr als einmal gab sie

ihrer Überzeugung Ausdruck, daß sie vielleicht überfallen und ausgeraubt werden könnte. Ihre Ängste hatten die praktische Folge, daß sie zwei Patentschlösser an ihrer Außentür anbrachte und mit der Familie Adams von unten vereinbarte, daß sie ihnen im Falle eines Alarms ein Zeichen geben würde, indem sie an den Boden klopfte.

I

Es war üblich, daß Lambie, das Hausmädchen, jeden Abend gegen sieben Uhr ausging und der Dame des Hauses eine Abendzeitung holte. Nachdem sie die Zeitung gebracht hatte, ging sie für gewöhnlich wieder aus, um die nötigen Einkäufe zu erledigen. Dieser Gewohnheit wurde auch in der Nacht des 21. Dezember entsprochen. Sie ließ die alte Lady am Kamin im Eßzimmer zurück, wo diese in einem Magazin las. Lambie nahm die Schlüssel mit sich, schloß die Wohnungstür, zog unten die Tür zum Flur hinter sich zu und war mit ihren Besorgungen etwa zehn Minuten lang beschäftigt. Es sind die Ereignisse dieser zehn Minuten, aus denen die Tragödie und das Rätsel bestehen, welche so bald schon die Aufmerksamkeit der ganzen Nation erregen sollten. Es läßt sich nichts lebhafter vorstellen als die Aussage von Helen Lambie, als sie ihre Erlebnisse in der Verhandlung vor Gericht beschrieb. Dies sind ihre eigenen Worte:

»Ich war seit drei Jahren und zwei Monaten in Miss Gilchrists Diensten. Sie und ich lebten allein in der Wohnung. Diese bestand aus fünf Räumen und einer Küche, wobei es sich bei den Räumen um ein Eßzimmer, einen Salon, ein Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer handelte. Beide Schlafzimmer sehen zum Hin-

terhof hinaus, und eines davon ist größer als das andere. Das Eßzimmer und das Wohnzimmer blicken auf die West Princes Street. Miss Gilchrist hatte nicht viele Besucher. Es gab einige Geschäftsleute, die ins Haus kamen. Die regelmäßigste Besucherin war Mrs. Ferguson, eine alte Hausangestellte. Miss Gilchrist schlief immer allein. Ich weiß, daß sie sehr viele Juwelen besaß. Sie bewahrte ihre Juwelen in ihrem Schrank im Schlafzimmer auf. Sie trug jeden Tag Juwelen, meist einen Ring und eine Brosche. Manchmal trug sie mehr als einen Ring. Wenn sie zum Tee oder zum Essen ausging, trug sie mehr Juwelen.

Es war üblich, daß ich abends ausging, um Besorgungen zu machen. Gewöhnlich ging ich dafür um sechs Uhr aus und kam kurze Zeit später zurück. Die Wohnung liegt im ersten Stock, und die Wohnungstür befindet sich auf dem Treppenabsatz. Die Tür auf dem Treppenabsatz wird von einem normalen Schloß gesichert, einem Sicherheits- und einem Chubbsschloß. Wenn ich meine Besorgungen machte, verschloß ich die Tür mit diesen beiden Schlössern und nahm die Schlüssel mit. Es waren die beiden oberen Schlösser, die ich verschloß.

Es gibt eine Tür zum Eingang des unteren Flures, und diese wurde für gewöhnlich mit einem kleinen Patentschloß gesichert. Dieser Eingang liegt etwa vier bis fünf Fuß oberhalb des Gehsteigs. Man öffnet die Tür am Eingang des Flures, indem man oben einen Griff anhebt. Zur Zeit des Mordes an Miss Gilchrist wohnte niemand über uns. Wir waren die einzigen Leute im Haus. Am 21. Dezember stattete mir eine meiner Freundinnen einen Besuch ab. An diesem Tag war sie der einzige Besuch im Haus. Miss Gilchrist stand an

diesem Tag etwa gegen zwölf Uhr auf, und sie war am Nachmittag außer Haus und kehrte gegen 4.30 Uhr zurück.

Ich holte an diesem Abend eine Zeitung, und danach hatte ich noch einige andere Botengänge zu machen. Miss Gilchrist gab mir einen Pence für die Zeitung und zehn Shillings für die anderen Sachen. Kurz bevor ich ging, warf ich einen Blick zur Küchenuhr und sah, daß es gerade sieben war. Ich wollte zuerst die Zeitung holen, dann zum Haus zurückkommen und die anderen Sachen später erledigen. Das hatte ich früher schon getan. Ich holte die Zeitung an der St. George's Road. Bevor ich das Haus verließ, sah ich Miss Gilchrist auf einem Stuhl im Eßzimmer sitzen, den Rücken zum Kamin gewandt. Sie hatte ihre Brille aufgesetzt und las. Im Eßzimmer brannte helles Licht, und auch der Vorraum war erleuchtet. Im Schlafzimmer war kein Licht. Ich befand mich im Eßzimmer und sah Miss Gilchrist kurz bevor ich ging, und dies war der Moment, in dem sie mir das Geld gab. Ich erinnere mich daran, den halben Sovereign auf den Eßtisch gelegt zu haben, bevor ich ging. Ich hatte die Absicht, ihn zu holen, wenn ich mit der Zeitung zurückkam. Ich mußte für die Zeitung zur St. George's Road gehen. Ich brauchte etwa drei Minuten vom Haus zum Zeitungsladen in der St. George's Road. Gewöhnlich dauerte es zehn Minuten, von dem Moment, als ich das Haus verließ, bis ich mit der Zeitung zurück war. Miss Gilchrist wußte, daß ich es so machte.

Mir fiel das Licht im Vorflur auf, als ich ging. Als ich hinaustrat, schloß ich die Tür mit den beiden Schlössern und nahm die beiden Schlüssel mit. Ich verschloß die Tür am Fuß der Treppe. Es regnete, als ich hinaus-

trat. Als ich draußen war, ging ich nicht direkt zum Zeitungsladen in der St. George's Road. Eine oder zwei Minuten lang sprach ich mit einem Polizeibeamten in Zivil, den ich an der Ecke West Princes Street und St. George's Road traf. Als ich die Zeitung gekauft hatte, ging ich direkt zum Haus zurück. Ich bin insgesamt vielleicht zehn Minuten aus dem Haus gewesen. Ich habe außer dem Polizeibeamten in der West Princes Street niemanden gesehen, als ich die St. George's Road entlangging. West Princes Street ist eine sehr ruhige Straße.

Als ich zum Haus zurückkehrte, merkte ich, daß die Tür offenstand und nicht so war, wie ich sie zurückgelassen hatte. Ich ging nach oben. Ich brauchte meinen Schlüssel nicht, um die Tür zum Flur zu öffnen. Auf zwei der Stufen sah ich eine nasse Fußspur, als ich eintrat. Die hatte ich nicht gesehen, als ich heruntergekommen war. Die Fußspuren waren auf den Stufen, die dem Hauseingang am nächsten lagen. Als ich zum Treppenabsatz kam, fand ich dort Mr. Adams, einen Nachbarn, der unter uns wohnte. Er war niemals als Besucher in der Wohnung gewesen, und ich war erstaunt, ihn dort anzutreffen. Er sagte zu mir, da käme Lärm aus unserer Wohnung und daß die Decke bald einbrechen würde. Die Wohnungstür war abgeschlossen. Ich schloß sie mit meinem Schlüssel auf. Bevor ich hineinging, sagte ich zu Mr. Adams: ›Oh, das könnten die Rollen gewesen sein.‹ Mit den Rollen meinte ich die Kleiderleinen. Wir hatten in der Küche eine Vorrichtung zum Trocknen der Kleider, die aus Leinen und Rollen bestand. Mr. Adams sagte, er wolle warten, ob alles in Ordnung wäre.«

»Als ich die Tür aufschloß, sah ich einen Mann auf mich zukommen und trat zurück. Der Mann kam aus Richtung des Gästeschlafzimmers. Ich sah, daß das Licht dort an war. Es war nicht an gewesen, als ich das Haus verließ. Das Licht im Vorraum war noch an. Der Mann kam den Flur hinunter, ging an mir vorbei und die Treppe hinunter.

Dann ging ich in die Küche und sah, daß dort alles in Ordnung war. Ich ging ins Schlafzimmer. Dort war alles in Ordnung. Dann ging ich ins Eßzimmer und sah Miss Gilchrist auf dem Teppich vor dem Kamin liegen. Der Teppich lag über ihrem Gesicht. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. Ich ging hinaus und sagte Mr. Adams, daß etwas nicht in Ordnung war und daß der Mann Miss Gilchrist etwas angetan hatte. Mr. Adams hatte hinter mir gestanden, als ich die Tür aufgeschlossen hatte.

Der Mann war mir sehr nah gewesen, als er an mir vorbeiging. Mir fiel auf, daß er den Kopf gesenkt hielt. Als er an mir vorbeiging, habe ich mich nach ihm umgedreht, und ich habe ihn mir gut angesehen. Er ging nicht schnell hinunter. Er ging vorsichtig. Ich ging sofort in die Wohnung. Als ich den Mann zuerst gesehen hatte, da kam er aus Richtung des Schlafzimmers von Miss Gilchrist. Er hatte nichts in der Hand. Er trug eine schwarze Mütze, einen braunen Mantel und dunkle Hosen. Sonst ist mir nicht aufgefallen, was er getragen hat. Sein Mantel war offen. Er war etwa einsfünfundsechzig oder einssiebzig groß. Mit der Mütze bin ich mir nicht sicher, aber sie war dunkel. Er hat nichts gesagt, als er an mir vorbeiging. Sein Gang ist mir aufgefallen. Er hatte es ein bißchen eilig. Etwas Merkwür-

diges fiel mir auf an seinem Gang. Er war etwas wacklig auf den Beinen.

Als ich Miss Gilchrist am Boden liegen sah, mit dem Teppich über ihr, lief ich nach unten, und als ich unten ankam, blieb ich auf der Treppe stehen. Mister Adams lief auch nach unten, und dann ging er zum Queen's Crescent hinüber. Ich habe Mr. Adams Schwestern herauskommen sehen, und ich habe ihnen erzählt, was passiert war. Ich habe keine Spur von dem Mann gesehen, als ich die Treppe hinunterging. Als ich zum Haus zurückkam, sah ich Constable Neil Birrell dort. Ich ging nicht gleich zum Haus zurück. Ich ging zu Miss Birrell, einer Nichte von Miss Gilchrist, und erzählte ihr, was passiert war. Dr. Adams wurde gerufen. Es waren mehrere Leute im Haus, als ich zurückkam. Später am Abend bat mich Detective Pyper, ins Eßzimmer zu gehen, und dort sah ich die Leiche von Miss Gilchrist genauso, wie ich sie gesehen hatte, als ich zuerst hineinging. Ihr Kopf lag neben dem Kamingitter und ihre Füße zur Tür hin. Sie war wirklich tot. Am nächsten Tag habe ich ihre Leiche in Gegenwart von Dr. Glaister und Dr. Galt identifiziert. Ich konnte im Eßzimmer nicht feststellen, daß etwas fehlte. Nachdem ich im Eßzimmer gewesen war, ging ich ins Gästeschlafzimmer und sah dort die Kiste mit den Papieren. Die Papiere waren aus der Kiste genommen worden und lagen am Boden verstreut. Ich habe niemals einen solchen Menschen in der Wohnung gesehen wie den Mann, der aus dem Schlafzimmer kam, als ich an diesem Abend die Tür öffnete. In dieser Nacht vermißte ich eine Brosche, die Miss Gilchrist gehörte. Die Brosche lag für gewöhnlich auf einem kleinen, offenen Teller auf der Frisierkommode im Schlafzimmer. Es

war eine diamantene Brosche in Form eines Halbmonds und ungefähr so groß wie ein halbes Fünfschillingstück. Ich habe sie am Sonntag auf dem Teller gesehen, am Tag vor dem Mord. Daneben sah ich einen Ring aus Gold und Diamanten, der noch dort lag, aber die Brosche hatte jemand weggenommen. Ich erklärte den Detectives an diesem Abend, daß die Brosche verschwunden war. Miss Gilchrist hatte diese Brosche die ganze Zeit über besessen, als ich bei ihr gearbeitet habe, und manchmal hat sie sie tagsüber getragen.«

III

Mr. Adams, von dem schon die Rede war, tritt auf. Es ist höchst interessant und sehr wichtig, seine Aussage mit derjenigen des Hausmädchens zu vergleichen und festzustellen, wo sie übereinstimmt und wie sie sich in mancher Hinsicht davon unterscheidet. Seine Erklärung war folgende:

»Ich wohne in der West Princes Street Nr. 51 in Glasgow. Früher hieß es Queen's Terrace Nr. 14. Es ist gleich neben der Nr. 15, dem Haus von Miss Gilchrist, das direkt westlich davon liegt. Meine Wohnung ist im Erdgeschoß. Man betritt sie durch eine Eingangstür, die sechs Stufen über dem Gehsteig liegt. Meine Tür liegt auf gleicher Höhe mit der Tür des Hauses, die zu Miss Gilchrists Wohnung führt. Ihr Eßzimmer liegt direkt über meinem Eßzimmer. Ich kannte Miss Gilchrist nur als Nachbarin. Ich habe sie nie besucht. Meine Mutter und meine fünf Schwestern leben mit mir in derselben Wohnung. In der Montagnacht des 21. Dezember im letzten Jahr war ich ab sechs Uhr in meiner Wohnung. Gegen sieben Uhr saß ich mit meinen zwei Schwestern Laura und Rowena im Eßzimmer. Als ich

dort saß, hörte ich ein Geräusch, das sich wie ein lauter Schlag anhörte, und dreimal ein deutliches Klopfen von oben aus Miss Gilchrists Eßzimmer, als brauchte sie Hilfe. Meine Schwester Laura machte mich darauf aufmerksam. Sie schickte mich gleich nach oben. Die Tür des Hauses stand weit offen. Ich brauchte nicht zu läuten. Es war offen. Ich lief gleich nach oben zu Miss Gilchrists Tür. Ich habe die Glocke bestimmt dreimal geläutet. Ich habe laut geläutet – heftig. Ihre Wohnungstür war offensichtlich verschlossen. Die Tür hat auf jeder Seite eine Glasplatte. Als ich hindurchsah, konnte ich ziemlich genau sehen, daß die Gaslampe im Vorraum an war. Ich lauschte nach Geräuschen in der Wohnung. Nachdem ich etwa eine halbe Minute an der Tür gestanden hatte, hörte ich etwas, von dem ich glaubte, es wäre das Hausmädchen, das in der Küche Zweige zerbrach. Ich konnte nicht sagen, was es war. Das war nur meine Vermutung. Es schien, als wenn jemand Zweige zerhackte – keine harten Schläge. Zu diesem Zeitpunkt wußte ich nicht, ob Miss Gilchrists Hausmädchen da war oder nicht. Ich glaubte, sie wäre da. Vom Sehen her kannte ich sie ganz gut. Ich wartete eine volle Minute oder eineinhalb an der Tür.

Ich kam zu dem Schluß, daß das Mädchen die Küche machte und daß sie die Tür öffnen würde. Ich konnte es mir wirklich nicht so recht erklären. Nachdem ich eine oder zwei Minuten gewartet hatte, ging ich wieder nach unten und in meine eigene Wohnung. Ich ließ die Tür des Hauses offenstehen, so, wie ich sie vorgefunden hatte. Ich ging wieder ins Eßzimmer. Ich sagte meiner Schwester, daß die Wohnung hell erleuchtet sei und ich nicht glaubte, daß etwas nicht in Ordnung wäre. Ich glaubte, es wäre das Mädchen gewesen. Meine

Schwester Laura glaubte das nicht. Sie ließ mich wieder zurückgehen. Sie glaubte, daß etwas nicht in Ordnung wäre. Ohne mich hinzusetzen oder eine Zeitlang abzuwarten, kehrte ich nach oben zu Miss Gilchrists Tür zurück.

Ich läutete die Glocke ordentlich. Beim zweiten Mal hörte ich keine Geräusche. Ich stand da, als ich die Glocke geläutet hatte. Ich hatte die Hand an der Türglocke, als ich unten auf der Treppe Schritte hörte. Es war das Dienstmädchen Helen Lambie. Als das Mädchen heraufkam, sagte ich ihr, daß ich glaube, es wäre etwas geschehen, oder es wäre etwas Furchtbares geschehen. Ich kann Ihnen die genauen Worte nicht mehr sagen. Sie sagte mir, es wären die Rollen gewesen, die ich gehört hätte.

Ich stand hinter ihr. Ich sagte, ich würde warten. Sie öffnete die Tür.

Nun, stellen Sie sich vor, dort drüben ist ein Schlafzimmer (deutet zur Rechten). Sagen wir, das ist das Schlafzimmer, und da ist das Wohnzimmer. Hier, wo ich jetzt stehe, ist die Tür. Das Eßzimmer liegt auf der linken Seite, und dann ist da eine altmodische Großvateruhr dazwischen, und gleich da drüben ist die Küche. Ich stand in der Tür auf der Schwelle, halb drinnen und halb draußen, und als das Mädchen gerade an der Uhr vorbei war und in die Küche gehen wollte, erschien ein gutgekleideter Mann. Ich verdächtigte ihn nicht, und sie sagte nichts, und er kam ganz freundlich auf mich zu. Eine Minute lang schöpfte ich keinen Verdacht. Ich dachte darüber nach, und dann schöpfte ich doch Verdacht, und als das Mädchen in die Küche gelaufen war und das Gas heraufgedreht hatte, sagte sie, es wäre alles in Ordnung, wobei sie ihre Rollen meinte.

Ich sagte: ›Wo ist Ihre Herrin?‹ Und darauf ging sie ins Eßzimmer. Sie sagte: ›Oh, kommen Sie her.‹ Ich ging hinein und sah den grausigen Anblick und sagte: ›Geh zur Haustür und warte dort, bis ich zurückkomme.‹ Ich ging hinunter zur St. George's Road, und ich konnte dort keine Leute sehen, aber ich konnte bis hinauf zur Park Road sehen, und in der Ferne sah ich Leute und folgte ihnen, so gut ich konnte, aber es hatte keinen Sinn.

Ich hatte den Mann nach unten gehen sehen. Ich sah, daß der Mann ziemlich gelassen auf mich zukam und dann schnell nach unten ging, wie ein geölter Blitz, und das weckte meinen Verdacht. Er ging gelassen, bis er an mir vorbei war, und dann ging er schnell hinunter und knallte die Haustür zu. Ich hörte ihn schnell die Treppe hinuntergehen. Ich konnte einen flüchtigen Blick auf ihn werfen.

Er war ein etwas kleinerer Mann als ich, ein bißchen breiter in den Schultern, kein gutgebauter Mann, aber mit feinen Zügen und glattrasiert, und ich kann nicht beschwören, ob er einen Bart hatte, aber wenn er einen hatte, dann war er sehr klein. Er war eher der Typ eines Handelsvertreters oder vielleicht eines Angestellten, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß er einer ihrer Freunde sein sollte. Er trug dunkle Hosen und einen hellen Mantel. Ob er braun oder grau war, könnte ich nicht wirklich sagen. Ich erinnere mich nicht daran, was für einen Hut er trug. In dem Punkt bin ich mir nicht sicher. Er wirkte wie ein Gentleman und war gut gekleidet. Soweit ich es sagen kann, hatte er nichts in Händen. An seiner Art zu gehen ist mir nichts aufgefallen.

Ich warf nur einen Blick ins Eßzimmer, bevor ich die Treppe hinunterging. Ich sah Miss Gilchrist mit einem Teppich bedeckt am Boden liegen, die Füße zur Tür und ihren Kopf zum Kamin, aber ich habe sie nicht berührt. Ich dachte, es wäre das beste, dem Mann so schnell wie möglich zu folgen. Als ich seine Spur verloren hatte, kehrte ich zum Haus zurück.

Dort fand ich das Dienstmädchen und einen Constable vor. Der Constable und ich betraten gemeinsam das Eßzimmer. Wir legten die Leiche frei und stellten fest, daß sie erschlagen worden war. Ich lief so schnell ich konnte zu Dr. Adams. Ich brachte einen weiteren Constable mit, und ich hatte das Polizeirevier angerufen. Ich selbst wartete im Haus auf die Polizei. Ich wartete dort bis elf Uhr. Ich hatte meine Brille nicht auf.«

IV

Wir kommen jetzt zu der Aussage von Dr. Arthur M. Adams und Constable William Neil, die zum Ort des Verbrechens gerufen worden waren. Was fanden sie vor?

»Zuerst untersuchten wir das Zimmer, in dem man die Leiche der besagten Miss Gilchrist gefunden hatte, nämlich das Eßzimmer. Die Leiche war unberührt in derselben Lage verblieben, in der man sie gefunden hatte, und mit Ausnahme eines Stuhls und eines Teppichs, die von ihrem ursprünglichen Standort entfernt worden waren, und eines Kohleneimers, dessen Standort man leicht verändert hatte, befanden sich sämtliche Gegenstände im Zimmer an dem jeweiligen Ort, an dem sie gewesen waren, als man die Leiche fand.

Das Eßzimmer ist ein ziemlich großes Zimmer.

Seine Fenster (zwei an der Zahl) blicken hinaus zur West Princes Street. An der westlichen Wand des Zimmers befindet sich der Kamin. Auf einem Teppichvorleger am Kamin lag die Leiche. Der Kopf deutete diagonal zum Kamin und die Füße zur Eßzimmertür. Der rechte Arm war rechtwinklig vom Körper ausgestreckt, und der linke Arm lag parallel zur Leiche. Das linke Bein war unterhalb der Knie über das rechte gelegt.

Ohne die Leiche zu berühren, konnte man sehen, daß der Kopf und das Gesicht stark eingeschlagen waren. Es gab Wunden auf der rechten Wange, die sich bis zum Mund erstreckten, Wunden an der rechten Stirn und an der rechten Seite des Kopfes. An der linken Seite des Gesichts war zwischen der Augenhöhle und dem linken Ohr ein tiefes Loch.

Der linke Augapfel fehlte völlig und war entweder in die Hirnhöhle gestoßen oder herausgestochen worden. Das rechte Auge war von einem tiefen Bruch auf der rechten Seite der Augenbraue teilweise aus seiner Höhle gerissen. Im Haar des Kopfes war viel Blut. Auf dem Teppichvorleger unter dem Kopf befand sich auf beiden Seiten eine ziemliche Menge von geronnenem Blut, und der Teppich hatte flüssiges Blut in sich aufgesogen. Zwischen dem Kopf und dem Kamingitter fand man sowohl ein Stückchen Hirngewebe von etwa einer Dreiviertel Unze Gewicht als auch verschiedene blutverschmierte Knochenstücke. Zwei dieser Stücke wurden einbehalten.

Die Schürhaken lagen an ihren Plätzen. Sie waren von Blut bespritzt, genauso wie das Gitter und der Rost. Die Beine von einigen umstehenden Stühlen und

der Kohleneimer waren ebenfalls blutbespritzt. All diese Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Verletzungen in der Nähe der Stelle beigebracht worden waren, an der man die Leiche gefunden hatte, und daß die Verletzungen unter äußerst gewaltsamer Anwendung eines Werkzeugs hervorgerufen worden waren.

Zwischen dem Kopf und dem Kamingitter fand man außerdem die vollständige obere Hälfte (Gold) eines künstlichen Gebisses.

Beide Hände waren bemerkenswert blaß. Es war kein Blut an der rechten Hand oder den Fingern, aber zwischen den Fingern der linken Hand fand sich getrocknetes Blut. Der Fellvorleger, der bereits erwähnt wurde, hatte die Leiche mehr oder weniger bedeckt, als man sie fand. Bei seiner Untersuchung fand man Blut zwischen den Haaren in der Mitte des Teppichs.

Man fand die Brille der Verstorbenen auf dem Tisch vor einem aufgeschlagenen Magazin. Der Stuhl, von dem gesagt wurde, er wäre bewegt worden, stand ursprünglich, als man die Leiche fand, auf allen vier Beinen vor dem Magazin.«

V

Am Dienstag, dem 22. Dezember, dem Morgen nach dem Mord, brachte die Polizei von Glasgow eine Beschreibung des Mörders in Umlauf, die auf den zusammengeführten Eindrücken von Adams und Lambie basierte. Es war die folgende:

»Ein Mann zwischen 25 und 30 Jahren, einsfünfundsechzig oder einssiebzig groß, schlanke Statur, dunkles Haar, glattrasiert, bekleidet mit einem grauen Mantel und einer dunklen Stoffmütze.«

Vier Tage später jedoch, am 1. Weihnachtstag, war die Polizei in der Lage, eine detailliertere Beschreibung zu geben:

»Der gesuchte Mann ist etwa 28 oder 30 Jahre alt, groß und dünn, mit vollkommen glattrasiertem Gesicht und dem besonderen Kennzeichen einer leicht zur Seite gekrümmten Nase. Die Zeugin glaubt, die Krümmung deute zur rechten Seite. Er trug einen der beliebten Tweedhüte, die man Donegal-Hüte nennt, und einen rehbraunen Mantel, der möglicherweise imprägniert war, außerdem dunkle Hosen und braune Stiefel.«

Die Angaben, aus denen man diese Punkte zusammengestellt hatte, kamen von einem fünfzehnjährigen Mädchen aus ärmlichen Verhältnissen mit Namen Mary Barrowman. Ihre Aussage vor Gericht war folgende:

»Ich bin jetzt fünfzehn Jahre alt. Ich bin bei Mr. Malcolm M'Callum, Schuhmacher in der Great Western Road in Glasgow, beschäftigt, und ich wohne in der Seamore Street Nr. 9 in Glasgow. Ich erinnere mich, daß ich in der Nacht des 21. Dezember letzten Jahres das Geschäft meines Arbeitgebers in der Great Western Street mit einem Paket verlassen habe, das in die Cleveland Street bei der Vincent Street gebracht werden sollte. Ich habe den Laden meines Arbeitgebers gegen sieben Uhr verlassen, und ich ging von der Great Western Road den Barrington Drive hinauf in die West Princes Street, und ich ging die West Princes Street in Richtung zur St. George's Road. Ich ging auf der Südseite der West Princes Street nach Osten. West Princes Street ist eine ruhige Straße. Als ich an dem Haus vorbeikam, kam ein Mann herausgelaufen und stieß mich an. Er trug einen braunen Mantel, einen

dunklen Anzug und einen Donegal-Hut. Er hatte dunkelbraune Stiefel an. Er lief zur West Cumberland Street, und ich konnte sehen, daß er dort abbog. Ich war gerade an dem Laternenpfahl neben dem Haus, als es passierte. Ich sah ihn aus dem Haus kommen. Ich sah ihn die Stufen herunterkommen. Er ging sehr schnell. Als er die unterste Stufe erreichte, sah er mich an. Er rannte. In seinen Händen sah ich nichts. Ich war an dem Laternenpfahl, als er gegen mich stieß. Ich ging in Richtung St. George's Road. Es war ziemlich hell unter der Laterne, neben der ich stand, als der Mann gegen mich stieß. Ich habe ihn mir angesehen, als er aus der Haustür trat und auf mich zukam. Er stieß mich an. Er sagte nichts, sondern rannte einfach weiter. Als er an mir vorbeilief, habe ich mich umgedreht, um ihm hinterherzusehen. Ich bin ihm ein Stück weit nachgelaufen, aber ich konnte nicht Schritt halten. Ich habe immer weiter in die Richtung gesehen, in die er lief. Ich bin nicht schnell gelaufen. Er entfernte sich immer weiter von mir. Als er in die West Cumberland Street einbog, hielt ich an und ging zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Ich habe ihn mir gut angesehen, sowohl, als er auf mich zukam, als auch, als er mich anstieß. Er war groß und breitschulterig und hatte eine leicht gekrümmte Nase. Er war glattrasiert und hatte dunkles Haar. Er trug einen Donegal-Hut und hatte ihn sich ins Gesicht geschoben. Ich habe mir sein Gesicht gut angesehen. Ich würde ihn wiedererkennen, wenn ich ihn sehen würde.«

Wir werden feststellen, daß die Aussagen dieser Zeugen keineswegs in der Lage waren, ein Licht auf ein Haupträtsel dieses Falles zu werfen. Wie ist der Mörder hereingekommen, wenn Lambie damit recht

hat, daß sie die Türen verschlossen hatte? Es fällt schwer, die Folgerung zurückzuweisen, daß er Nachschlüssel besaß. In diesem Fall wird alles verständlich, denn die alte Lady – deren Hörvermögen ziemlich normal war – hätte den Schlüssel gehört und wäre nicht beunruhigt gewesen, da sie geglaubt hätte, Lambie wäre früher zurückgekommen. Daher hätte sie die Gefahr erst erkannt, als der Mörder ins Zimmer kam, und sie hätte kaum Zeit gehabt aufzustehen, dann den ersten Schlag bekommen und wäre gefallen, so, wie man sie fand, neben dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte. Das ist nachvollziehbar. Aber wenn er die Schlüssel nicht gehabt hat, sind die Schwierigkeiten groß. Wenn die alte Dame die Wohnungstür geöffnet hätte, wäre ihre Leiche im Flur gefunden worden. Daher gelangte die Polizei zu der Hypothese, daß die alte Dame ein Läuten gehört und von oben die Tür am unteren Ende der Treppe aufgemacht hatte (wie man es in allen schottischen Wohnungen tun kann), dann die Wohnungstür geöffnet und gar nicht erst einen Blick ins beleuchtete Treppenhaus geworfen hatte, um zu sehen, wer heraufkam, sondern zu ihrem Stuhl und ihrem Magazin zurückgekehrt war, wobei sie die Tür offenstehen ließ und dem Mörder somit freien Zugang verschaffte. Dies ist möglich, aber ist es nicht im höchsten Maße unwahrscheinlich? Miss Gilchrist hatte Angst, ausgeraubt zu werden, und hätte keine der üblichen Vorsichtsmaßnahmen vernachlässigt. Das Läuten kam direkt, nachdem das Mädchen gegangen war. Sie konnte kaum geglaubt haben, daß sie es war, die zurückkam, um so weniger, als das Mädchen die Schlüssel hatte und nicht zu läuten brauchte. Wenn sie ganz bis zur Tür im Flur gegangen wäre, hätte sie nur

noch einen Schritt machen müssen, um zu sehen, wer die Treppe heraufkam. Hätte sie nicht die Mühe auf sich genommen zu sagen: »Was, hast du deinen Schlüssel vergessen?« Daß eine ängstliche, alte Lady beide Türen aufreißen sollte, ohne nachzusehen, wer der Besucher war, um dann in ihr Eßzimmer zurückzukehren, ist schwer zu glauben.

Bisher gibt es keinen Beweis und keine Theorie, die erklären würde, wie der Mörder, wer immer es auch war, in den Besitz der Nachschlüssel geraten konnte.

Am Abend des 1. Weihnachtstages stieß die Polizei schließlich auf einen eindeutigen Hinweis. Man machte sie darauf aufmerksam, daß ein deutscher Jude mit dem angenommenen Namen Oscar Slater versucht hatte, sich des Pfandscheins für eine Diamantbroche in Form eines Halbmondes vom gleichen Wert wie die verschwundene zu entledigen. Außerdem hatte er im allgemeinen eine Ähnlichkeit mit der veröffentlichten Beschreibung. Dieser Hinweis wirkte um so hoffnungsvoller, als man nach der Durchsuchung der Wohnung, in der dieser Mann und seine Geliebte wohnten, herausfand, daß sie Glasgow in jener Nacht mit dem Neun-Uhr-Zug und Tickets (in diesem Punkt gab es eine Unstimmigkeit in den Aussagen) entweder in Richtung Liverpool oder London verlassen hatten. Drei Tage später erfuhr die Polizei von Glasgow, daß das Paar in Wahrheit am 26. Dezember unter dem Namen Mr. und Mrs. Otto Sando auf der ›Lusitania‹ nach New York gefahren war.

VI

Bei seiner Ankunft in New York wurde Oscar Slater sofort verhaftet, und seine sieben Koffer wurden be-

schlagnahmte und versiegelt. Oberflächlich betrachtet, gab es eine Menge Gründe, die gegen ihn sprachen, denn zweifellos hatte er eine Diamantbrosche verpfändet und war anschließend unter falschem Namen nach Amerika geflüchtet. Die Polizei von Glasgow hatte Grund zu der Annahme, daß sie den richtigen Mann gefaßt hatte. Unverzüglich machten sich zwei Beamte in Begleitung der Zeugen – Adams, Lambie und Barrowman – zur Identifikation auf den Weg, um das Auslieferungsverfahren durchzuführen und den Verdächtigen zurückzubringen, damit er für sein Verbrechen verurteilt werden konnte. Im New Yorker Gericht bekamen sie den Gefangenen erstmals zu Gesicht, und jeder von ihnen gab auf eine Art und Weise, die später erklärt wird, seiner Überzeugung Ausdruck, daß er der Person, die sie in Glasgow gesehen hatten, auf jeden Fall außerordentlich ähnlich sei. Seine eigentliche Identifikation wurde durch den Umstand ungültig, daß man Adams und Barrowman sein Foto gezeigt hatte, bevor sie vor Gericht erschienen, und außerdem, weil man ihn, einen offensichtlichen Gefangenen, an ihnen vorbeigeführt hatte, als sie im Korridor warteten. Dennoch, sosehr man die eigentliche Identifikation mit Vorsicht genießen muß, so läßt sich nicht leugnen, daß jeder der Zeugen eine große Ähnlichkeit zwischen dem Mann vor ihnen und dem Mann, den sie in Glasgow gesehen hatten, feststellte. In jedem Punkt wurde die Beschuldigung gegen den Angeklagten immer bedrohlicher.

Am 21. Februar war Oscar Slater wieder in Glasgow, nachdem er sich freiwillig einverstanden erklärt hatte, zurückzukehren. Am 3. Mai fand sein Verfahren vor dem High Court in Edinburgh statt.

Aber längst war dem Fall seine Grundlage entzogen. Das erste Bindeglied einer scheinbar beeindruckenden Kette war plötzlich gebrochen. Man wird sich erinnern, daß der ursprüngliche Verdacht gegen Slater auf dem Umstand beruhte, daß er eine Diamantbrosche in Form eines Halbmondes verpfändet hatte. Der Schein wurde bei ihm gefunden und die Brosche wiederbeschafft.

Es war nicht diejenige, die aus dem Zimmer der ermordeten Frau verschwunden war. Slater hatte sie seit Jahren besessen und schon wiederholt verpfändet! Abgesehen von dieser Tatsache, hatten sich noch andere Punkte der Anklage als nicht verläßlich herausgestellt. Zuerst hatte es den Anschein gehabt, als wäre Slaters Abreise plötzlich und unerwartet gewesen – die Flucht eines schuldigen Mannes. Es war schnell bewiesen, daß dem nicht so war. In den Clubs der Boheme, die er besuchte – er war ein hausierender Juwelier von Beruf und ein Mann von anrühenden, wenn auch nicht kriminellen Gewohnheiten –, war es schon Wochen vor dem Verbrechen bekannt, daß er beabsichtigte, zu einigen Geschäftspartnern in Amerika zu fahren. Ein Briefwechsel, der herangeschafft wurde, bezeugte die Vorbereitungen zu seiner Auswanderung, die lange vor dem Verbrechen getroffen worden waren, wobei man hinzufügen sollte, daß die schlußendliche Festlegung des Termins und das Abholen der Tickets erst nach der Tragödie vorgenommen wurden.

Dem Leser sind die Fakten schon bekannt, aber der Prozeß hat ein paar neue Einzelheiten ergeben, die hier aufgezählt werden sollen. Zuerst Slaters Schritte am Tag des Verbrechens: Nach eigenen Angaben und denen seiner Geliebten und dem Hausmädchen begann er den Tag mit dem Erhalt zweier Briefe, die ihn veranlaßten, seine Reise nach Amerika zu beschleunigen.

Der ganze Tag scheint von den Vorbereitungen für seine bevorstehende Reise eingenommen gewesen zu sein. Er kündigte seinem Diener Schmalz zum darauffolgenden Samstag. Vor fünf Uhr (was der Poststempel auf dem Umschlag zeigte) schrieb er an ein Postamt in London, wo er etwas Geld hinterlegt hatte. Um 6.12 Uhr wurde von der Central Station ein Telegramm in seinem Namen und wahrscheinlich von ihm selbst an Dent in London geschickt, wo seine Uhr repariert wurde. Nach Aussage von zwei Zeugen wurde er um 6.20 Uhr im Billardsalon gesehen. Der Mord, man wird sich erinnern, wurde um sieben Uhr begangen. Er blieb etwa zehn Minuten im Billardsalon und ging irgendwann zwischen 6.30 und 6.40 Uhr. Rathman, einer dieser Zeugen, erklärte, daß er zu diesem Zeitpunkt einen Bart getragen hätte, der etwa einen halben Zentimeter lang und so auffällig gewesen wäre, daß niemand ihn für einen glattrasierten Mann halten konnte. Antoine, seine Geliebte, und Schmalz, sein Diener, bezeugten beide, daß Slater um sieben Uhr zu Hause gegessen habe. Um 9.45 Uhr an diesem Abend ging Slater seiner üblichen Beschäftigung nach, in einem kleinen Spielclub das nötige Geld aufzutreiben. Der Besitzer des Clubs konnte keine Unregelmäßigkeit in seinem Anzug entdecken (welcher dem Hohen Gericht zufolge derselbe war, mit dem er sein blutiges Verbrechen begangen hatte) und schwor, daß er zu diesem Zeitpunkt einen kurzen Bart »wie Stoppeln« trug, und somit Rathman bestätigte. Man wird sich erinnern, daß Lambie und Barrowman beide geschworen hatten, daß der Mörder glattrasiert war.

Die Aussagen zur Untersuchung teilten sich in zwei Gruppen von Identifikationszeugen auf. Die erste

Gruppe waren diejenigen, die den Mörder tatsächlich gesehen hatten, und schloß Adams, Helen Lambie und das Mädchen Barrowman ein. Die zweite Gruppe bestand aus zwölf Leuten, die zu verschiedenen Zeitpunkten einen Mann in der Straße gesehen hatten, in der Miss Gilchrist wohnte, und auf verdächtige Weise vor dem Haus herumgelungert hatte. Diese alle waren bereit – manche mit Bestimmtheit, aber die meisten von ihnen mit Zurückhaltung –, den Inhaftierten als diesen unbekannten Mann zu identifizieren.

VII

Von diesen Aussagen abgesehen, war das einzige, was Slater mit dem Verbrechen in Verbindung brachte, ein Hammer, den die Polizei zwischen seinem Gepäck fand. Die Anklage versuchte zu beweisen, daß dies die Waffe war, mit der er den Mord begangen hatte. In diesem Punkt gab es unter den medizinischen Experten scharfe Meinungsverschiedenheiten. Die Ansicht von Professor Glaister für die Anklage war folgende: »Ich habe im Eßzimmer keinen Gegenstand gefunden, der danach aussah, als wäre er zum Zwecke der Ermordung von Miss Gilchrist benutzt worden. Die Schürhaken befanden sich unberührt an ihren Plätzen, und sämtliche Verzierungen waren unbeschädigt. Ich habe an den Schürhaken Blut gesehen. Die Schürhaken, die Zangen und das Kamingitter, der Feuerrost, die Seiten des Gitters und der Kohleneimer trugen sämtlich Blutspuren, ebenso die Beine eines Sessels und ein Stück Tischdecke gegenüber vom Kamin. Dies rührte nicht von einer Berührung mit der Leiche her. Sie waren von Blut bespritzt. Es war deutlich, daß die Verletzungen praktisch an der Stelle zugefügt worden

waren, an der man die Leiche gefunden hat. Ich schloß dies aus den Blutspritzern in der Umgegend und außerdem aus der Tatsache, daß sich um den Kopf herum eine große Menge von Blut befand. Aus meiner Erfahrung heraus beurteilt würde ich sagen, daß der Angreifer auf der Brust der Frau gekniet hat und, während er auf der Brust der Frau kniete, mit einem Gegenstand gewaltsam auf den Kopf der Frau eingeschlagen hat. Das Gewicht des Körpers und die Wucht, mit welcher der Kopf gewaltsam attackiert wurde, sind verantwortlich für die Rippenbrüche und die anderen Brüche des Brustkorbes. Die Knochen von Menschen im Alter von über achtzig Jahren sind sehr viel brüchiger als die junger Menschen. Ich stellte mir die Waffe vor, mit welcher der alten Dame die Verletzungen im Gesicht und am Kopf zugefügt worden waren. Von der Art der Verletzungen her kam ich zu dem Schluß, daß die Waffe an der Schlagstelle nicht gleichmäßig geformt war, und zwar aus folgendem Grund: Wir fanden verschiedene Wunden von unterschiedlicher Größe und unterschiedlicher Form, und außerdem aus dem Grunde, da der linke Augapfel gefunden wurde, in zerplatzter Form und ins Hirn gestoßen. Dieses wies darauf hin, daß die Waffe von spitzer Form gewesen sein muß, um in der Lage zu sein, den Augapfel ins Hirn zu stoßen, denn eine große Waffe, die wahrscheinlich auch größere Wunden verursachen würde, hätte nicht in die Augenhöhle eindringen können. Die spindelförmigen Wunden wurden von der relativ spitzen Oberfläche eines stumpfen Gegenstands verursacht, wie etwa dem Kopf eines Hammers oder einem ähnlichen Werkzeug. Ich habe diesen Hammer bereits untersucht. Meiner Ansicht nach hätte dieser Hammer, von der

Hand eines kräftigen Mannes geschwungen, die an der Leiche festgestellten Verletzungen hervorrufen können.

Ich habe die Klauen des Hammers sorgfältig untersucht. Ich habe die Abmessungen des Hammers festgehalten.

Ich kann nur sagen, daß dieses Werkzeug sehr leicht für die verschiedenartigen Wunden verantwortlich sein könnte, und ganz besonders für die Verletzungen an den Augen. Ich kann mir kein anderes Werkzeug vorstellen, das dieses tun könnte, es sei denn, es wäre ein Werkzeug gleicher Art, wie etwa der Kopf einer Brechstange mit verschiedenen Größen.

Der Hammer sieht aus, als wäre er abgeschrubbt worden. Zwischen den Flanschen, die den Kopf am hölzernen Schaft befestigen, und ganz besonders an den Seiten und der oberen Hälfte sieht der Schaft aus, als wäre er abgewaschen, geschrubbt oder mit Sandpapier abgerieben worden. Das Eisen sieht genauso aus, aber dieses habe ich auch schon bei einem relativ billigen Hammer gesehen, der nicht gut poliert war.«

Diese Aussage wurde von Dr. Hugh Galt bestätigt. »Sämtliche Wunden, die ich gesehen habe«, sagte er, »könnten entstanden sein, indem dieser Hammer auf die eine oder andere von mehreren verschiedenen Arten und Weisen benutzt wurde: seitlich oder mit der Klaue oder mit dem Kopf.«

Auf der anderen Seite gab Dr. Robertson für die Verteidigung zu Protokoll: »Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß dieser Hammer eine Waffe ist. Ich habe ihn nach Blutflecken untersucht, aber es finden sich daran keine Blutflecken. Er sieht absolut nicht danach aus, als wäre er gewaschen oder abgekratzt worden.

Er trägt absolut keine Spuren von Blut. Ich glaube nicht, daß dies die Tatwaffe ist. Ich glaube, der Gegenstand müßte schwerer als dieser gewesen sein – ein schwerer Schürhaken vielleicht – eine Brechstange. Ich glaube nicht, daß die spindelförmigen Wunden von diesem Hammer stammen können.«

Dr. Alexander Veitch war genau der gleichen Ansicht.

Das Problem der sich widersprechenden Aussagen vor Augen, zogen sich die Geschworenen am Ende des vierten Verhandlungstages zurück, um ihr Urteil zu beratschlagen. Eine Stunde und zwanzig Minuten blieben sie fort. Der Gefangene verließ die Anklagebank nicht. Die Zuschauer im Gericht erwarteten anfangs nicht, daß das Urteil »schuldig« heißen würde, aber als die Zeit verging, begann die lange Abwesenheit der Geschworenen einen gegenteiligen Eindruck zu vermitteln. Schließlich kündigte das Läuten der Glocke an, daß sein Schicksal entschieden war. Die Geschworenen antworteten mehrheitlich, daß sie den Angeklagten für schuldig hielten.

Die abschließenden Vorgänge werden anschaulich von Mr. Roughead, einem Anwalt in Edinburgh, beschrieben:

»Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß das Urteil für die meisten Zuhörer im vollen Gerichtssaal mit einem Schock der Überraschung aufgenommen wurde. Niemanden jedoch traf der Schlag mit derart furchtbarer Wirkung wie den Mann auf der Anklagebank. Er war, so schien es, den ganzen Prozeß über seines Freispruches sicher gewesen und hatte sich Tag für Tag zu bewegungsloser Ruhe gezwungen. Die Protokollierung des Urteils und der Strafe, die dem

Spruch der Geschworenen folgte, dauerte ganze sieben Minuten, aber die angespannte Stille, die nur von dem Gerichtsschreiber unterbrochen wurde, schien unendlich. Das war zuviel für die eisernen Nerven des Gefangenen. Er erhob sich auf der Anklagebank, und während er noch mit seinen Gefühlen kämpfte, machte er einen unverständlichen Versuch, etwas zu dem Richter zu sagen. Lord Guthrie teilte Mr. M'Clure mit, er möge den Gefangenen darauf hinweisen, daß er sich alles, was er zu sagen hätte, für die Behörden der Krone aufheben sollte, aber Slater unternahm einen weiteren, hysterischen Versuch, den Seine Lordschaft glücklicherweise beendete, indem er das unausweichliche Urteil verkündete, welches besagte, daß der Gefangene am 27. Mai in Glasgow aufgehängt werden sollte. Einer quälenderen Szene haben nur wenige beiwohnen dürfen, und niemand, der hierbei zugegen war, wird dies wohl jemals vergessen können.«

Zwei Tage vor Vollstreckung des Urteils wurde es zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe umgewandelt, eine Strafe, die Oscar Slater noch verbüßt.

VIII

Gerade war ich von dem Fall Edalji losgekommen, da wurde ich in den des Oscar Slater verwickelt. In gewisser Weise war der eine der Grund für den anderen, denn da mir im allgemeinen zugeschrieben wurde, Edalji aus dem Gefängnis geholt zu haben, hofften diejenigen, die glaubten, daß Slaters Verurteilung eine Fehlentscheidung des Gerichts gewesen war, daß ich in der Lage sein könnte, für ihn das gleiche zu tun. Ich ließ mich nur sehr widerwillig auf die Sache ein, aber als ich die Fakten untersucht hatte, sah ich, daß dieser

Fall sogar noch schlimmer war als der von Edalji und daß dieser unglückselige Mann mit dem Mord, für den er verurteilt worden war, nach aller menschenmöglichen Wahrscheinlichkeit nicht mehr zu tun hatte als ich. Ich bin überzeugt davon, daß er wortwörtlich die Wahrheit sagte, als er nach dem Urteil dem Richter zurief, er habe überhaupt nicht gewußt, daß es eine solche Frau gegeben habe.

In einer Hinsicht war der Fall des Oscar Slater nicht so ernst wie der von Edalji, da Slater kein besonders erwünschtes Mitglied der Gesellschaft war. Er hatte niemals Schwierigkeiten als Krimineller gehabt, aber er war ein Spieler und Abenteurer mit unklaren Moralvorstellungen und zweifelhaften Methoden. Von Herkunft ein deutscher Jude, der unter einem angenommenen Namen lebte. Edalji andererseits war ein untadeliger Jugendlicher. Aber Slaters Fall war in anderer Hinsicht schlimmer als der von Edalji, da die Anklage auf Mord lautete, er ganz beinahe aufgehängt werden konnte, und schließlich, weil die lebenslange Strafe tatsächlich angewandt wurde, so daß das Unrecht niemals ausgeräumt wurde und der unglückliche Mann in diesem Moment im Gefängnis sitzt. Es liegt ein ernster Makel auf den Behörden der Gerichtsbarkeit in Schottland, und solche juristischen Verbrechen – davon bin ich überzeugt – dürfen nicht ungestraft begangen werden. Irgendwie und irgendwo wird als Antwort darauf eine staatliche Bestrafung folgen.

Dem Leser ist der Fall vertraut.

Nun, als erstes kommt das große Faktum, das alle als richtig erkennen und welches den ganzen Fall auf das höchste unwahrscheinlich, wenn nicht absolut unmöglich werden läßt. Man nahm an, eine diamantene

Brosche wäre gestohlen worden. Man fand heraus, daß außerdem ein Bohemien namens Slater, der auf dem Weg nach Amerika war, eine diamantene Brosche versetzt hatte. War es nicht klar, daß er der Mörder war? New York war gewarnt, Slater wurde verhaftet und termingerecht nach Glasgow zurückgebracht. Dann kam des Fiasko. Man stellte fest, daß sich die Brosche zweifellos seit Jahren in Slaters Besitz befunden hatte und daß sie in keiner Weise etwas mit Miss Gilchrist zu tun hatte.

Dies hätte das Ende des Falles sein sollen. Es war allzu widersinnig anzunehmen, daß die Polizei von Glasgow aus all den Leuten durch puren Zufall den richtigen Mann verhaftet hatte, denn darauf lief es hinaus. Aber die Öffentlichkeit hatte den Kopf verloren und ebenso die Polizei. Wenn sich der Fall vollkommen aufgelöst hätte, wäre er sicherlich in neuer Form wieder aufgebaut worden. Slater war arm und ohne Freunde. Er hatte mit einer Frau zusammengelebt, was die schottische Moral schockierte. Wie ein Autor anmaßend in der Presse schrieb: »Selbst wenn er es nicht getan hat, verdient er es dennoch, verurteilt zu werden.« Auf höchst absurde Weise wurde der Fall aufgebaut. Man fand einen kleinen Werkzeugkarton in seinem Gepäck – die Sorte von zerbrechlichem Werkzeug, die man in solchen Kartons bekommt. Der winzige Hammer war offensichtlich der Gegenstand, welcher den Schädel der Frau eingeschlagen hatte. Der Griff könnte vielleicht gesäubert worden sein. Dann war sicherlich Blut daran. Die Polizeibescheinigung war schon so verändert worden, daß sie Slater näher kam. Er, ein bläßlicher, dunkelhaariger Jude, wurde von Zeugen aus einer Gruppe von aufrechten Schotten

herausgesucht. Einige Nächte zuvor war jemand gesehen worden, der auf der Straße gewartet hatte. Dieser jemand war von vielen Zeugen unterschiedlich beschrieben worden. Manche Beschreibungen paßten auf Slater, manche waren das direkte Gegenteil. Die Leute, die den Mörder hatten aus dem Haus kommen sehen, sagten, Slater könnte es sein, aber sie waren sich nicht sicher. Der Hauptzeuge, Adams, war äußerst kurzsichtig und hatte seine Brille nicht dabei. Slater konnte ein klares Alibi nachweisen, aber da seine Geliebte und sein Dienstmädchen die Zeuginnen waren, wurde es nicht zugelassen. Wen konnte er angeben außer den Bewohnern seines Hauses? Es wurde niemals der Versuch unternommen, zu zeigen, daß es irgendeine Verbindung zwischen Slater und Miss Gilchrist oder dem Hausmädchen Lambie gab, und da Slater in Glasgow eigentlich fremd war, war es unmöglich einzusehen, wie er etwas über die zurückgezogen lebende Jungfer wissen konnte. Aber er hatte keine besonders gute Verteidigung, während Mr. Ure, der Generalstaatsanwalt von Schottland, die Anklage für den Staat vertrat und in einer höchst leidenschaftlichen Rede – von Richter Guthrie unverbessert – mehrere Feststellungen gemacht wurden, die einfach unwahr waren und welche die Geschworenen kräftig beeinflußt haben müssen. Schließlich bekam die Krone eine Entscheidung von neun zu sechs Stimmen (fünf »unbewiesen« und eine »nicht schuldig«), obwohl es natürlich eine neue Verhandlung in England hätte geben müssen. Der erbärmliche Fremde wurde zum Tode verurteilt. Der Galgen wurde tatsächlich errichtet, und erst zwei Morgen vor seiner Exekution kam der Befehl, welcher einen Justizmord verhinderte. So, wie die Din-

ge standen, wurde der Mann inhaftiert – und er ist es noch.

Es ist eine peinliche Geschichte, und als ich sie las und ihre Sinnlosigkeit erkannte, fühlte ich mich dazu bewogen, alles für den Mann zu tun, was in meiner Macht stand. Ich fand Unterstützung in der Meinung von Sir Herbert Stephan, der die Aussagen las und erklärte, daß es auf den ersten Blick keinen Grund zur Beschuldigung des Mannes gab. Daher begann ich eine Zeitungskampagne und schrieb ein kleines Buch mit einer Darstellung der ganzen Angelegenheit. Das Gewissen einiger Leute reagierte, und schließlich brachten wir genügend Druck zusammen, die Regierung zu veranlassen, einen Regierungsbeauftragten einzusetzen, der den Fall untersuchte. Es hatte alles keinen Sinn, und die Untersuchung war eine Farce. Die Art der Befragung war so eng gefaßt, daß das Verhalten der Polizei vollkommen ausgeklammert wurde, was der eigentliche Punkt war, da wir sicher waren, daß sie in dem Versuch, einen Fall aufzubauen und ein Urteil zu erreichen, viele Punkte verdreht hatte. Außerdem hatte man beschlossen, daß die Aussagen nicht unter Eid gemacht werden sollten. Das Ergebnis davon war, daß es weder ein Ergebnis gab noch unter solchen Beschränkungen eines geben konnte. Nichtsdestoweniger tauchten weitere, neue Aussagen auf, welche die ohnehin schwache Anklage noch weiter schwächten. Zum Beispiel war im Prozeß behauptet worden, daß Slater nach seiner Ankunft in Liverpool aus Glasgow unter falschem Namen in einem Liverpooler Hotel abgestiegen sei, als wollte er die Polizei von seiner Spur ablenken. Es wurde deutlich, daß dies nicht wahr war und daß er im Register mit seinem eigenen Glasgower Na-

men unterschrieben hatte. Ich sage »Glasgower Name«, denn er hatte im Verlauf seiner nicht allzu achtbaren Karriere mehrere Pseudonyme gehabt, und tatsächlich unternahm er seine eigentliche Überfahrt unter falschem Namen, was zeigte, daß er in Amerika einen neuen Anfang machen wollte. Nach seinen eigenen Angaben wurde er von einer Frau verfolgt – wahrscheinlich seine rechtmäßige Ehefrau –, und mit dem Verwischen seiner Spuren wollte er dieser Jägerin entkommen. Der Umstand, daß er im Hotel seinen eigenen Namen benutzte, zeigt, daß der neue Name eher für den Gebrauch in Amerika als in England gedacht war.

Mehr konnten wir nicht tun, und der Fall ruhte. Es gab ein sehr häßliches Nachspiel in Form einer Strafverfolgung von Trench, einem Detective, der während der Untersuchung eine Aussage zugunsten von Slater gemacht hatte. Kurz darauf wurde sowohl gegen ihn als auch gegen Cook, einen Anwalt, der verdächtigt wurde, auf derselben Seite zu stehen, eine Anklage erhoben, die beide ebensogut hätte ruinieren können. Immerhin bereitete sie ihnen große Angst und Ausgaben. Der ganze Vorgang hatte einen höchst unangenehmen politischen Beigeschmack bekommen, aber in diesem Fall kam die Sache vor einen zurückhaltenden Richter, Mr. Scott Dickson, der erklärte, daß die Angelegenheit niemals hätte vor Gericht kommen sollen, und ließ sie umgehend mit einiger Verachtung fallen. Es ist merkwürdig, daß Trench, Cook, Helen Lambie, Richter Guthrie und verschiedene andere Hauptfiguren des Dramas inzwischen tot sind.

Eine kuriose, übersinnliche Tatsache sollte Erwähnung finden, auf welche ich von einem bedeutenden

englischen Anwalt der Krone aufmerksam gemacht wurde. Es gab einen spiritistischen Zirkel, der sich in Falkirk zu treffen pflegte, und kurz nach dem Prozeß erhielt man dort Botschaften, die angeblich von der ermordeten Frau stammten. Sie wurde gefragt, um was für eine Waffe es sich gehandelt habe, mit der sie erschlagen worden war. Sie antwortete, es wäre ein Stemmeisen gewesen. Nun habe ich mich bereits über die Art der Wunden im Gesicht der Frau ausgelassen, die aus zwei Schnitten mit einer kleinen Brücke aus unbeschädigter Haut dazwischen bestanden. Sie könnten von dem Klauenende eines Hammers hervorgerufen sein, aber andererseits war ein Auge der Frau bis zurück ins Hirn gestoßen, was ein Hammer kaum schaffen könnte, da er zuerst den Augapfel zerstören würde. Ich könnte mir keinen Gegenstand vorstellen, der zu diesem Fall passen würde. Aber das Stemmeisen könnte funktionieren, denn es hat ein gespaltenes Ende, welches die doppelte Wunde hervorrufen würde, und außerdem ist es gerade, so daß es sehr wohl ins Hirn dringen und das Auge vor sich herschieben könnte. Der Leser wird vernünftigerweise fragen: Warum haben die Spiritisten nicht nach dem Namen des Mörders gefragt? Ich glaube, das haben sie getan und auch eine Antwort bekommen, aber ich glaube nicht, daß solche Aussagen verwendet oder veröffentlicht werden können und sollten. Sie könnten nur als Ausgangspunkt einer Untersuchung nützlich sein – eine Methode, die – soweit ich weiß – gelegentlich von der französischen Polizei angewandt wird.

Wenn ich das Verbrechen abschließend beurteilen sollte, würde ich sagen, daß die Juwelen mit der Sache nichts zu tun hatten, da offen liegende Wertgegen-

stände unberührt geblieben sind. Andererseits war eine Kiste geöffnet worden, und wäre sie gewaltsam geöffnet worden, würde dies zu dem Geräusch der »zerbrechenden Zweige« passen, das Adams gehört hatte. In dieser Kiste waren Papiere, und deren Inhalt wurde – soweit ich weiß – nicht in den Prozeß mit einbezogen. Es könnten wertvolle Geheimnisse gewesen sein, oder vielleicht glaubte der Mörder, solcherart Dinge dort zu finden. Mir scheint, als hätte die Untersuchung diese Spur verfolgen sollen, und ich glaube nicht, daß diese zu einem ausländischen Bohemien hätte führen können, der weder jemals mit dem Haushalt der Miss Gilchrist in Verbindung gestanden hatte noch wissen konnte, wie er in so kurzer Zeit in dieses Zimmer und zu dieser Kiste gelangen konnte, in welcher die Papiere der alten Dame aufbewahrt waren. Eines Tages wird die Wahrheit zweifellos herauskommen, aber in der Zwischenzeit wird der unglückselige Oscar Slater in seiner Gefängniszelle alt werden.

Postskriptum:

In den folgenden Jahren seit 1912, als man Oscar Slater zu seiner Gefängnisstrafe verurteilte, bis 1927, als er schließlich freigelassen wurde, nachdem er seine lebenslange Strafe abgesessen hatte, zweifelte Conan Doyle niemals an seiner Überzeugung, daß dieser Mann zu Unrecht verurteilt worden war, und er versuchte, jedes verfügbare Mittel einzusetzen, um seine Unschuld zu beweisen. Nach Slaters Entlassung stellte Conan Doyle sein eigenes Geld zur Verfügung, um dem ehemaligen Gefangenen die Möglichkeit zu geben, eine Revision vor dem High Court zu erwirken und den ganzen Fall wieder aufrollen zu lassen. Diesmal wurde

der Gerechtigkeit Genüge getan und Slater von jeder Beteiligung an dem Mord freigesprochen. Nach sechzehn Jahren wurde Conan Doyles Vertrauen vollkommen gerechtfertigt. In seiner Biographie *The Life of Sir Arthur Conan Doyle* (1949) faßte John Dickson Carr diesen Triumph des Mannes zusammen, der bewiesen hatte, daß er im realen Leben Sherlock Holmes war: »Beginnend mit diesem Büchlein, hatte Conan Doyle seinen Kampf für den Sträfling von Peterhead Prison sechzehn Jahre lang weitergeführt. Das Haar beider Männer war inzwischen grau geworden, als sie im gleichen Gerichtssaal standen, um zu hören, daß das Urteil schließlich rückgängig gemacht wurde. Es war das alte Frage-und-Antwort-Spiel: ›Was wollen Sie?‹ – ›Gerechtigkeit, nur das. Gerechtigkeit!‹«

Meine liebsten Sherlock-Holmes-Geschichten

Wie Conan Doyle seine Liste anfertigte

Als dieses Preisausschreiben erstmals diskutiert wurde, ließ ich mich leichten Herzens darauf ein und glaubte, es wäre die einfachste Sache auf der Welt, die zwölf besten Geschichten um Holmes auszuwählen. In der Praxis stellte ich fest, daß ich mich auf eine schwierige Aufgabe eingelassen hatte. Zuerst einmal mußte ich die Geschichten selbst mit einiger Sorgfalt lesen. »Harte, harte, beschwerliche Arbeit«, wie die schottische Vermieterin bemerkte.

Ich begann, die zwölf letzten Geschichten auszuwählen, die über den *Strand* der letzten fünf oder sechs Jahre verteilt sind. Sie werden bald in einem Band unter dem Titel *The Case-Book of Sherlock Holmes* (dt. »Sherlock Holmes' Buch der Fälle«) erscheinen, aber die Öffentlichkeit konnte nicht so einfach Zugang zu ihnen bekommen. Wären sie verfügbar gewesen, hätte ich zwei von ihnen in meine Mannschaft aufgenommen – nämlich »The Lion's Mane« (dt. »Die Löwenmähne«) und »The Illustrious Client« (dt. »Chinesisches Porzellan«). Die erstere wird nur davon behindert, daß Holmes selbst sie erzählt, eine Methode, die ich nur zweimal angewendet habe, da sie die Erzählung sicherlich verkrampft. Andererseits gehört der eigentliche Plot zu den allerbesten der ganzen Serie, und aus diesem Grund hätte die Geschichte ihren Platz unter den zwölf besten verdient. »The Illustrious Client« an-

dererseits hat keinen bemerkenswerten Plot, besitzt aber eine besondere dramatische Qualität und bewegt sich äußerst passend in hochtrabenden Kreisen, so daß ich auch hierfür einen Platz gefunden hätte.

Nachdem diese jedoch ausgeschlossen waren, sehe ich mich nun etwa vierzig Kandidaten gegenüber, die gegeneinander abgewogen werden wollen. Es gibt sicherlich einige wenige darunter, deren Echo aus allen Teilen der Welt zu mir zurückkehrte, und ich glaube, dies ist der endgültige Beweis für einen Wert irgendeiner Art. Da ist die grimmige Schlangengeschichte »The Speckled Band« (dt. »Das gefleckte Band«). Ich bin sicher, daß diese sich auf jeder Liste wiederfindet. Danach würde ich aufgrund allgemeiner Beliebtheit und nach meiner eigenen Einschätzung »The Red-Headed League« (dt. »Der Klub der Rothaarigen«) und »The Dancing Men« (dt. »Die tanzenden Männchen«) wegen des in beiden Fällen originellen Plots plazieren. Dann können wir wohl kaum die Geschichte auslassen, die von dem einzigen Widersacher handelt, der Holmes jemals wirklich übertrumpft hat und der die Öffentlichkeit (und Watson) zu der irrtümlichen Schlußfolgerung geführt hat, Holmes wäre tot. Außerdem, glaube ich, sollte man die allererste Geschichte dazuzählen, da sie den anderen den Weg ebnete und da hier das Weibliche mehr Einfluß genießt als üblich. Schließlich bin ich der Meinung, daß der Geschichte, welche die schwierige Aufgabe bekam, Holmes' vorgeblichen Tod zu erklären, und die außerdem einen Verbrecher wie Colonel Sebastian Moran vorstellt, ein Platz zustehen sollte. Dies fügt unserer Liste »The Final Problem« (dt. »Sherlock Holmes' Untergang«), »A Scandal in Bohemia« (dt. »Skandal in Böhmen«) und »The Empty

House« (dt. »Das leere Haus«) hinzu, und wir haben das erste halbe Dutzend beisammen.

Aber nun kommt der Haken. Es gibt eine ganze Anzahl von Geschichten, die tatsächlich ein bißchen schwer voneinander zu trennen sind. Im ganzen glaube ich, sollte man einen Platz für »The Five Orange Pips« (dt. »Die fünf Orangenkerne«) finden, denn obwohl diese Geschichte kurz ist, hat sie doch eine eigene dramatische Qualität. Nun sind noch fünf Plätze übrig. Es gibt zwei Geschichten, die sich mit der hohen Diplomatie und der Intrigue beschäftigen. Sie gehören beide zu den allerbesten der Serie. Die eine ist »The Naval Treaty« (dt. »Das Geheimabkommen«) und die andere »The Second Stain« (dt. »Der zweite Fleck«). Für beide ist kein Platz in der Mannschaft, und insgesamt betrachte ich die letztere als die bessere Geschichte. Daher werde ich sie an achter Stelle platzieren.

Und welche jetzt? »The Devil's Foot« (dt. »Der Teufelsfuß«) hat Vorzüge. Die Geschichte ist grausig und neu. Wir geben ihr den neunten Platz. Außerdem glaube ich, daß »The Priory School« (dt. »Spuren im Moor«) einen Platz wert ist, wenn auch nur für den dramatischen Moment, in dem Holmes mit dem Finger auf den Duke deutet. Ich habe nur noch zwei Plätze übrig. Es fällt mir schwer, mich zu entscheiden zwischen »Silver Blaze« (dt. »Das verschwundene Rennpferd«), »The Bruce-Partington Plans« (dt. »London im Nebel«), »The Crooked Man« (dt. »Ein ganz einfacher Fall«), »The Man With the Twisted Lip« (dt. »Der Mann mit der Narbe«), »The »Gloria Scott«« (dt. »Der erste Fall«), »The Greek Interpreter« (dt. »Der griechische Dolmetscher«), »The Reigate Squires« (dt. »Der zer-

rissene Zettel«), »The Musgrave Ritual« (dt. »Das Familienritual«) und »The Resident Patient« (dt. »Die Brook-Street-Affäre«). Unter welchem Gesichtspunkt soll ich diese zwei auswählen? Die Renndetails in »Silver Blaze« sind äußerst fehlerhaft, daher müssen wir ihn disqualifizieren. Unter den anderen gibt es nur wenig Auswahl. Eine kleine Sache nur würde den Ausschlag geben. »The Musgrave Ritual« hat eine historische Note, die es ein wenig von den anderen unterscheidet. Außerdem ist es eine Erinnerung aus Holmes' früherem Leben. So kommen wir nun zu dem allerletzten Punkt. Ich könnte den Namen ebensogut aus dem Sack lassen, denn ich sehe keinen Grund, den einen dem anderen vorzuziehen. Was ihren Wert auch ausmacht – und ich stelle keine Forderung danach auf –, sie sind allesamt so gut, wie ich sie machen konnte. Im ganzen betrachtet, zeigt Holmes seine Genialität vielleicht am deutlichsten in »The Reigate Squires«, und daher sollte dies der zwölfte Mann in meinem Team werden.

Es ist ein sprichwörtlicher Fehler eines Richters, seine Gründe anzugeben, aber ich habe die meinen analysiert, und sei es nur, um den Teilnehmern am Preisausschreiben zu zeigen, daß ich mir mit der Sache wirklich Mühe gegeben habe.

Daher lautet die Liste folgendermaßen:

1. The Speckled Band (dt. »Das gefleckte Band«)
2. The Red-Headed League (dt. »Der Klub der Rothaarigen«)
3. The Dancing Men (dt. »Die tanzenden Männchen«)
4. The Final Problem (dt. »Sherlock Holmes' Untergang«)
5. A Scandal in Bohemia (dt. »Skandal in Böhmen«)
6. The Empty House (dt. »Das leere Haus«)
7. The Five Orange Pips (dt. »Die fünf Orangenkerne«)
8. The Second Stain (dt. »Der zweite Fleck«)
9. The Devil's Foot (dt. »Der Teufelsfuß«)
10. The Priory School (dt. »Spuren im Moor«)
11. The Musgrave Ritual (dt. »Das Familienritual«)
12. The Reigate Squires (dt. »Der zerrissene Zettel«)

ISBN 3-8212-0850-3

Copyright © 1989

by XENOS Verlagsgesellschaft mbH

Am Hehsel 40, 2000 Hamburg 63

Einbandgestaltung: Bernd Receveur, Hamburg

Satz: Utesch Satztechnik GmbH, Hamburg

Printed in CSSR